

REINMARS VON ZWETER ›IDEALER MANN‹
(Roethe Nr. 99 und 100)

I

Die folgende Untersuchung gilt einer zweistrophigen Spruchfolge Reinmars von Zweter, die man meist der ›Der ideale Mann‹ zu titulieren sich angewöhnt hat. Sie lautet:

Spruch 99

- Unt solt ich mälē einen man,
dēs wār, den wolt ich machen harte wunderlich getān,
daz er doch hieze ein man: ich mälte sīn niht als man manegen
Er müeste strūzes ougen haben siht.
5 unt eines cranches hals, dar inne ein zunge wol geschaben,
unt zwei swīnes oren: lewen herze des vergæze ich niht.
Ein hant wolt ich im nāch dem arne mälē;
an der andern wolt ich niht entwālen,
ich wolt si bilden nāch dem grīfen,
10 dar zuo die vūeze als einem bern:
sus wolt ich ganzes mannes wern:
swer des niht hāt, von dem mac manheit slifen.

Spruch 100

- Strūzes ougen sol ein man
durch lieplich angesichte gegen den sīnen gerne hān,
unt eines cranches hals durch vūrgedenken, waz er sprechen
Sīn zunge sol im sīn geschaben mūge.
5 durch wort gar āne vleben: der sol er gern unt sol ouch haben
durch hōeren swīnes ōren, wā im ze stān od aber ze vliēhen tūge.
Lewen herze durch wer, ein hant nāch dem arne,
die sol er hān durch milte, niht ze sparne:
die nach dem grīfen durch behalden,
10 berenvūeze vūr den zorn;
alsō hān ich den man erkorn:
swelh man daz hāt, der mac wol manheit walden.

Diese Spruchfolge ist von Anfang an zweistrophig konzipiert¹ und gehört zu den am breitest überlieferten Sprüchen Reinmars. Roethe

¹ s. die Gedichte Reinmars von Zweter, hsg. v. Gustav Roethe, Leipzig 1887, Nachdr.: Amsterdam 1967; nach dieser Ausgabe alle Zitate nur mit der Nr. des Spruchs. S. 95f. werden die zweistrophigen Spruchfol-

kannte für Spruch 99 vier und für 100 fünf Handschriften; dazu ist ein neues Fragment gekommen mit einigen wenigen Resten von 99, während 100 ziemlich vollständig erhalten ist.² Die Konsequenzen, die aus dem neuen Handschriftenfund gezogen werden müssen, sind nach Meinung des Herausgebers beträchtlich: Denn »deutliche Verwandtschaft hat der Text des Fragments [...] mit den Trägern der md./nd. Reinmarrezeption«. »Dies zeigt, daß diese in der Textkritik zu wenig beachtete Überlieferungsgemeinschaft nicht jünger ist als der besonders durch C und D vertretene, obd. gefärbte Überlieferungsstrang. Die Textveränderungen stammen also aus einer relativ frühen Überlieferungsphase und sind nicht Schreibern junger Handschriften anzulasten. Auch der Befund des Bonner Fragments beweist, *recentiores non sunt deteriores*.«³ Bei Spruch 100, der eine Vergleichung zuläßt, glaube ich allerdings zeigen zu können, daß keine der beiden Textfassungen allein Vorzüge gegenüber der jeweils anderen hätte (s. u. IV).

Entsprechend der Beliebtheit der Spruchfolge bei Reinmars Zeitgenossen und bei den folgenden Generationen, die sich in der recht breiten handschriftlichen Überlieferung zeigt, sind beide Sprüche auch in der wissenschaftlichen Literatur seit langem und oft behandelt worden, wenn auch meist nur kurz und eher beiläufig, selten um ihrer selbst willen, sondern fast nur, um andere Fragestellungen mit ihnen zu belegen.

Roethe hat die Spruchfolge ausführlich erläutert und kommentiert⁴, konnte allerdings gemäß den ästhetischen Prämissen seiner Zeit

gen behandelt, 5 sichere, weitere 4 ungesicherte. Zweistrophigkeit ist also für Reinmar die Ausnahme.

² s. Helmut Tervooren, Ein neuer Fund zu Reinmar von Zweter. Zugleich ein Beitrag zu einer md.-nd. Literaturlandschaft, *ZfdPh* 102 (1983), S. 377–391. In dem anderen jüngsten Handschriftenfund sind 99/100 nicht erhalten, s. Franz H. Bäuml u. Richard R. Rouse, *Roll and Codex. A New Manuscript Fragment of Reinmar von Zweter*, *PBB* 105 (1983), S. 192–231, 317–330. Vgl. auch Frieder Schanze, *Meisterliche Liedkunst zwischen Heinrich von Mügeln und Hans Sachs*. Bd. II: Verzeichnisse, München, Zürich 1984 (MTU 83), S. 324.

³ s. Tervooren [Anm. 2], S. 385 und 386. Zu dem wichtigen Gesichtspunkt, daß die entscheidenden Textveränderungen sehr oft kurz nach Erscheinen des Werkes stattgefunden haben, während spätere Generationen den Text konservieren, vgl. Klaus Alpers, *Jb. d. österr. Byzantinistik* 34 (1984), S. 67 und Anm. 28 mit vielen, auch aus der mhd. Literatur stammenden Beispielen; Gerhard Schmidt, *Kunstchronik* 27 (1974), S. 156, über das ›*Speculum humanae salvationis*.«

⁴ s. Roethe [Anm. 1], S. 233f., 283, 596.

»Reinmars abstrusem Einfall« (S. 233), »dem Wunderlichen der Erfindung« (S. 234) oder »der tollen Allegorie« (S. 234) keinen Geschmack abgewinnen und meinte daher, daß Reinmar »sich eines Popanz von Idealmann schuldig gemacht hätte« (S. 274). Mit Wolfgang Stammer glaube ich⁵, daß sowohl der Hinweis auf die »Mischgestalten« der Romanik, die Roethe mit Einschränkung als Reinmars Anreger nennt (S. 233), als auch der auf den Tetramorph, den Roethe zuversichtlicher für das auslösende Moment der Strophen hält, nicht zutrifft und einen falschen Weg weist. Immerhin aber hat Roethe sich am eingehendsten, materialreichsten und detailliertesten mit den Sprüchen und ihrer Wirkungsgeschichte befaßt, und seiner »Annahme, dass jenes Bild des Idealmanns lediglich Reinmars Erfindung sei« (S. 234), wird man sich anschließen dürfen.

Stammer hat in seinen ›Allegorischen Studien‹ Reinmars Sprüche mit Bildern und Texten ähnlicher Bauart verglichen, die allerdings meist aus späterer Zeit stammen, und damit das Gesamtphänomen derartiger volkssprachlicher Allegorien entscheidend erhellt.⁶ Im einzelnen geht er jedoch nicht auf Reinmars Text ein. Dies gilt ebenso für de Boor, der, ohne auf Einzelheiten sich einzulassen, die Sprüche 99 und 100 als Beispiel für einen spezifischen »allegorischen Typus« heranzieht: »Da erscheinen Figuren, die, gewissermaßen in Umkehrung der Significatio, aus lauter unorganischen Einzelteilen aufgebaut werden, deren jeder einen besonderen, der Deutung bedürftigen Wesenszug ausdrückt.«⁷ Diese Charakterisierung trifft für Reinmar grundsätzlich zu und ist ebenso wichtig wie die Beobachtung, daß Reinmars ›idealer Mann‹ nichts mit »dem Typus höfischer Personifikation« (S. 32) zu tun habe.

⁵ s. Wolfgang Stammer, *Allegorische Studien*, DVjs 17 (1939), S. 1–25, hier S. 13; zum Titellkupfer von Grimmelshausens ›Simplizissimus‹, das ebenfalls in diese Tradition gehört, s. Gisela Noehles, *Das Titellkupfer zum Simplizissimus Teusch*, in: *Ausstellungskatalog Simplicius Simplizissimus. Grimmelshausen und seine Zeit*, Münster 1976, S. 109–116; Conny Bauer, *Das Phönix-Kupfer von Grimmelshausens ›Abenteuerlichem Simplizissimus‹. Zur Forschungslage, Text und Kontext* 8 (1980), S. 43–62; Paul Michel, *Eine bisher unbeachtete Vorlage für das Titellkupfer des ›Simplizissimus‹: der abenteuer hauptman*, *Simpliciana* 8 (1986), S. 97–109.

⁶ s. Stammer [Anm. 5], S. 9–19.

⁷ s. Helmut de Boor, *Über Fabel und Bispel*, München 1966 (SBAkad München 1966, 1), S. 31.

Für verfehlt dagegen halte ich Blanks Versuch, an Hand von Reinmars ›idealem Mann‹ zu einer Begriffsbestimmung des Grotesken im Mittelalter zu gelangen⁸, wobei Reinmars Idealmann völlig isoliert betrachtet und ohne erkennbaren Grund aus allen denkbaren Traditionszusammenhängen, so wie ich sie im fünften Abschnitt versuche darzustellen, herausgenommen wird; nur so kann er zu Blanks ›Kronzeugen‹ einer Frühform des Grotesken stilisiert werden. Denn ganz zu Recht gehören Wolframs von Eschenbach Cundrie und Malcréatiure oder Hartmanns von Aue Waldmann nicht zu den Grotesken des Mittelalters, und sind auch nie dazu gerechnet worden.

Zwar konstatiert Blank eingangs, daß »das Gedicht keine Groteske« sei (S. 36), doch löst er sich im Verlaufe des Artikels von dieser Erkenntnis und bezieht sich bei der Argumentation immer wieder auf modernes Verständnis von Groteskem; für ihn ist der Idealmann eine »Gestalt einer ›entfremdeten Welt.« (S. 36). Blank überträgt die für die Allegorie grundlegende Zweiteiligkeit⁹ auf das Groteske: »Die Tatsache zweier Ebenen, der Bild- und der Sinnebene, ist für die Bestimmung des Grotesken fundamental« (S. 38); auf diese Weise kann er

⁸ s. Walter Blank, Zur Entstehung des Grotesken, in: Deutsche Literatur des späten Mittelalters. Hamburger Colloquium 1973, hsg. v. W. Harms u. L. P. Johnson, Berlin 1975, S. 35–46, bes. S. 36–41. Wenn Paul Michel, Tiere als Symbol und Ornament. Möglichkeiten und Grenzen der ikonographischen Deutung, gezeigt am Beispiel des Zürcher Großmünsterkreuzganges, Wiesbaden 1979, S. 77f., Reinmars ›idealen Ritter‹ [sic] für einen Versuch hält, »dem Monströsen rational beizukommen«, so scheint er sich Blanks Position anzuschließen, vgl. S. 76. Nach Brigitte Stark, Das Groteske in der altfranzösischen geistlichen Literatur mit einem Überblick über das Groteske in den weltlichen Literaturgattungen, Diss. phil. Hamburg 1977, greift Blanks Begriffsbestimmung fehl. Vgl. Claude Lecouteux, Les monstres dans la littérature allemande du moyen âge. Contribution à l'étude du merveilleux médiéval, Göppingen 1982 (GAG 330,1), Bd. I, S. 311ff., wo die beiden Sprüche im cap. ›Du monstre à l'allégorie‹ behandelt werden. Auch Joachim Heinze, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, II: Vom hohen zum späten Mittelalter, Teil 2: Wandlungen und Neuansätze im 13. Jahrhundert (1220/30–1280/90), Königstein 1984, S. 40, spricht in bezug auf Reinmars Spruch 140 von »grotesker Metaphorik«, wo man angemessener von einer im einzelnen ausgefalteten Krankheitsallegorie sprechen sollte. Zur Begriffsbestimmung des ›Grotesken‹ s. noch den Ausstellungskatalog: Natur und Antike in der Renaissance, Frankfurt (Liebighaus) 1985, S. 242ff.

⁹ vgl. u. a. Vera Calin, Auferstehung der Allegorie. Weltliteratur im Wandel. Von Homer bis Beckett, Wien 1975.

den »Bildteil« von Reinmars Idealmann als Beleg einer »grotesken Welt Darstellung« ansehen (S. 39). Daß die »mittelalterlich groteske Darstellung« ... »durchaus dem Zeitverständnis des Grotesken, ohne diesen Begriff zu kennen, entsprechen« solle, soll Reinmar selbst erweisen: »Er charakterisiert seine Gestalt vorab als *harte wunderbar getân*« (S. 39). Dabei unterschlägt Blank Reinmars dezidierte Absicht, an der Gesamterscheinung eines Mannes festzuhalten: *daz er doch hieze ein man*. Des weiteren versucht Blank, »den Übergang von der Allegorese zur Groteske fließend« werden zu lassen (S. 40), so daß die Allegorese »zum Modell der Groteske« werden kann, wenn auch »mit umgekehrtem Funktionswert« (S. 40), was immer das sein mag. Besonders greifbar wird Blanks Mißverstehen der Sprüche, wenn er sagt: »Interessanterweise schreibt Reinmar dasselbe Gedicht [sc. Nr. 99] anschließend in eine Allegorese um [sc. Nr. 100], in der er die möglicherweise doch fremden Bilder mit allegorischen Gleichheitszeichen versieht« (S. 39). Die traditionelle Auffassung, daß die »literarische Allegorie« eine »Ausdrucksform« ist, »die eine wörtliche Oberfläche voraussetzt und eine Ebene der Zweitbedeutungen, wobei letztere der ersten Ebene ihre Berechtigung gibt«¹⁰, wird hier auf den Kopf gestellt. Ich werde auf diesen Punkt noch eingehen.

Bei der Auseinandersetzung mit Blanks Interpretation handelt es sich nicht bloß um eine terminologische Verständnisschwierigkeit, die sich leicht beheben ließe, indem man den Begriff wechselt, sondern darum, Reinmars Spruchfolge in ihren allegorischen Einzelteilen und Bausteinen sowie als allegorisches Ganzes aus den literarischen und bildlichen Traditionen, Bedingungen und Möglichkeiten ihrer Zeit zu verstehen und nicht mit Hilfe einer aus der Moderne stammenden Kategorie, die auch bei umständlichen Modifikationen am Kern des mittelalterlichen Allegorieverständnisses vorbeigeht. Daß ein direkter Vergleich von Reinmars Idealmann z. B. mit Arcimboldis zusammengesetzten Figuren, Karikaturen, Max Ernsts Collagen, z. B. der ›hundertköpfigen Frau‹, oder René Magrittes Mischwesen ungemein anregend sein und eine unmittelbare ästhetisch-genießende Annäherung an mittelalterliche Werke ermöglichen kann, will ich gar nicht in Abrede stellen, werden doch durch solche Konfrontationen von Disparatem Perspektiven in vergangene Zeiten eröffnet, die zwar historisch gewiß falsch sind, aber dennoch für uns heute überraschende Aktualisierungen und Faszination hervorrufen können.

¹⁰ s. Calin [Anm. 9], S. 18.

Reinmars um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstandener (s. u.) ›idealer Mann‹ hatte eine Wirkung in der mittelhochdeutschen Literatur, für die es im Bereich der Lyrik keinen vergleichbaren Fall gibt, selbst wenn seine Priorität gegenüber dem Wilden Alexander und dessen *ungetriuwen man* (KLD 1,II,1–2) nicht gesichert ist.¹¹ Die Analyse der literarischen Technik des Wilden Alexanders, bei der vielfach Reinmars Sprüche herangezogen worden sind, ist auch für diesen von Interesse. Albrecht hat im ›Jüngerem Titurel‹ (ed. W. Wolf, Str. 1892–1900) Reinmars Sprüche verarbeitet und dabei modifiziert.¹² Das ist nicht nur für die Wirkungsgeschichte Reinmars von

¹¹ s. Jürgen Biehl, *Der Wilde Alexander. Untersuchungen zur literarischen Technik eines Autors im 13. Jh.*, Diss. phil. Hamburg 1970, S. 28–39; Roethe [Anm. 1], S. 234, Anm. 293, spricht nur von »einem guten Seitenstück« Alexanders, während Stammer [Anm. 5], S. 11, in ihm einen »Nachahmer« sieht. Auch Biehl bleibt bewußt unpräzise.

¹² s. Kurt Nyholm, *Studien zum sogenannten geblühten Stil*, Åbo 1971 (Acta Academiae Aboensis, Ser. A. Humaniora 39,4), S. 57 mit Anm. 166. Ernst Hermann, *Die Inschrift des Brackenseils. Wandlungen der höfischen Weltanschauung im ›Jüngerem Titurel‹*, Diss. phil. Marburg 1939, S. 19ff. und Linda B. Parshall, *The Art of Narration in Wolframs ›Parzival‹ and Albrecht's ›Jüngerer Titurel‹*, Cambridge, London, New York 1981 (Acta Germanica Series 2), S. 149 mit Anm. 49, S. 255, glauben, daß Albrechts Quelle für den ›idealen Ritter‹ ein Bestiarium aus der Physiologustradition gewesen sein müsse, »but Albrecht's hybrid approach makes a specific source difficult to identify« (S. 255). Walter Haug, *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jh. Eine Einführung*, Darmstadt 1985, S. 360, schließt sich der Meinung beider offenbar stillschweigend an. Zwar diskutiert Hermann die Parallelen zwischen Reinmars ›idealem Mann‹ und Albrechts ›idealem Ritter‹, kann sich aber nicht dazu entschließen, Albrechts Abhängigkeit von Reinmar anzuerkennen; das ist um so unverständlicher, wenn man nicht nur die Einzelteile beider Figuren bedenkt, sondern die beiden Idealgestalten als Ganzes berücksichtigt. Denn es ist ganz und gar unwahrscheinlich, daß eine solche *res composita* Idealmann zweimal unabhängig erfunden sein soll, selbst wenn sie im Detail Unterschiede aufweisen sollte. Aber auch diese reduzieren sich bei genauem Hinsehen beträchtlich: In Str. 1898 (ed. W. Wolf) nennt zwar Albrecht nur einen Vogel, den *ar* für die rechte Hand, aber beide Hände in der Funktion, die ihnen auch Reinmar gegeben hat. Die Nennung des Greifs ist hier wohl der Systematik Albrechts zum Opfer gefallen, der nur ein Tier pro Strophe nennt. Dieser Befund spricht eher für als gegen die Benutzung Reinmars durch Albrecht. Zu den beiden anderen Abweichungen s. u. Anm. 40 und 42, so daß am Ende nur noch Albrechts Zusatz bleibt *Din houbet sol der tuben gelichen* (ed. W. Wolf, Str. 1897,1), der in bezug auf die

Belang, sondern auch wichtig, um Albrechts Verhältnis zu volks-sprachlichen Quellen besser beurteilen zu können¹³; außerdem fügt sich diese Bearbeitung vorzüglich dem ein, was inzwischen über den Umgang Albrechts mit Namen¹⁴ und über seine Naturdinge als *res compositae*¹⁵ erarbeitet worden ist. Albrechts Beschreibung des rechten Ritters mit Hilfe einer zusammengesetzten Figur, in der die wichtigsten geistlichen und weltlichen Werte sich zusammenschließen, erweist sich als eine für verschiedene Fragen des ›Jüngeren Titurel‹ zentrale Passage. Nicht minder wichtig für den Roman ist die Beschreibung des *aventür hauptman* in Johanns von Würzburg ›Wilhelm von Österreich‹ (ed. E. Regel, v. 3138–3159), die allerdings auch nur indirekt (über den ›Jüngeren Titurel‹) auf Reinmar zurückgehen kann.¹⁶ Irmgard Meiners hat aus dem 15. Jahrhundert eine weitere Nachahmung in Reimpaarversen, kommentarlos allerdings, bekannt gemacht¹⁷, die sich zu dem bereits Bekannten gesellt, das vor allem Stammler ans Licht gezogen hat. Abschließend sei neben Ulrich von Huttens *vir bonus*¹⁸ noch Brun von Schonebeck genannt. In der Hand-

Abhängigkeit nichts beweist und dem aus Bruns von Schonebeck ›idealer Frau‹ (ed. A. Fischer) vergleichbar ist, daß sie *turteltuben mut* (v. 8) und *durch truwe ir herze in turteltuben mute* (v. 22) haben solle.

¹³ s. dazu in: Wolfram-Studien VIII, Berlin 1984, die Aufsätze von Hans Fromm, Der ›Jüngere Titurel‹. Das Werk und sein Dichter, S. 11–33, bes. S. 18; Walter Röll, Berthold von Regensburg und der ›Jüngere Titurel‹, S. 67–93. Dazu: Christoph Gerhardt, Schwierige Lesarten im Buch der Natur. Zum ›Wartburgkrieg‹ Str. 157. Mit einem Exkurs, in: Vestigia Bibliae. Jb. d. dt. Bibel-Archivs Hamburg 6 (1984), S. 123–154, bes. S. 129ff.

¹⁴ s. Klaus Zatloukal, Eigennamen und Erzählwelten im ›Jüngeren Titurel‹, in: Wolfram-Studien VIII [Anm. 13], S. 94–106, bes. S. 105.

¹⁵ s. Hans-Henning Rausch, Methoden und Bedeutung naturkundlicher Rezeption und Kompilation im ›Jüngeren Titurel‹, Frankfurt/Bern 1977 (Mikrokosmos 2).

¹⁶ s. Dietrich Huschenbett, Tradition und Theorie im Minne-Roman. Zum ›Wilhelm von Österreich‹ des Johann von Würzburg, in: Zur deutschen Literatur und Sprache des 14. Jh. Dubliner Colloquium 1981, Heidelberg 1983 (Reihe Siegen. Beitr. z. Lit.- und Sprachwiss. 45), S. 238–261, bes. S. 240f. mit Anm. 13, der Reinmar als unmittelbare Quelle Johanns versteht.

¹⁷ s. Irmgard Meiners, Vogelsprachen. Mit e. Anh.: *Von dem wisen man*, PBB 91 (1969), S. 313–334, hier S. 332ff. Vgl. Kiepe [Anm. 26a], S. 225ff.

¹⁸ s. Roethe [Anm. 1], S. 233; Stammler [Anm. 5], S. 10; Ulrichs von Huttens Schriften, hsg. v. Eduard Böcking III, S. 11–17.

schrift seines 1276 beendeten ›Hohenliedes‹ steht nicht nur eine Bearbeitung von Reinmars Spruchfolge, z. T. in Reimpaarversen¹⁹, die möglicherweise von Brun selbst stammt²⁰, sondern auch eine weitere, die der ›idealen Frau‹ gewidmet ist. Einer näheren Betrachtung ist diese noch nicht gewürdigt worden, glaubte man doch, sie mit einem Hinweis auf ihr Vorbild hinreichend erklärt zu haben²¹ und sie dann als »plumpe Kopie« von »erbärmlicher Dürftigkeit« aburteilen zu können. Nicht ohne historische Pikanterie ist, daß für Roethe, der in seinen Lehrveranstaltungen keine Studentinnen duldete, »die Geschmacklosigkeit der ganzen Kombination hier, wo es sich um die Darstellung des idealen Weibes handelt, doppelt fühlbar ist.«²² Abgesehen von dem im Anhang bekannt gemachten *homo spiritualiter compositus* sind die hier genannten Texte im einzelnen natürlich bekannt, aber nicht vollständig zusammengestellt und -gesehen.

Bei so lang andauernder, relativ intensiver und ausgreifender Beschäftigung mit den beiden Sprüchen ist es einigermaßen verwunderlich, daß, schaut man näher zu, eigentlich alle entscheidenden literaturgeschichtlichen Fragen ungelöst geblieben oder erst gar nicht gestellt worden sind, zumal das gegenwärtige Interesse an Reinmar sich fast ausschließlich auf die sogenannten politischen und zeitgeschichtlichen Spruchstrophen konzentriert.

So ist eine abgesicherte Datierung der Spruchfolge bisher nicht erbracht worden; dem Aufbau der Strophen ist keine spezielle, dem Verhältnis von allegorischer Konstruktion, oder, um es einfacher zu benennen, von Exempel und Auslegung kaum Aufmerksamkeit geschenkt worden. Bei der Aufschlüsselung der Tiermetaphorik ist Roethe zwar zu einigen, aber nicht in allen Punkten überzeugenden Ergebnissen gelangt. Es ist dabei frappierend zu beobachten, daß es

¹⁹ s. Roethe [Anm. 1], S. 390f.; im Lesartenapparat die Sigle o; dazu Nr. 302a,b; Brun von Schonebeck, hsg. v. Arwed Fischer, Tübingen 1893 (BLVSt 198), S. XXIII f., S. 386f. Zur Handschrift s. auch Peter Knecht, Untersuchungen zur Überlieferung der ›Goldenen Schmiede‹ Konrads von Würzburg, Erlangen 1984 (Erlanger Studien 53), S. 19; Schanze [Anm. 2], S. 158.

²⁰ vgl. ²VL I, 1060.

²¹ s. Roethe [Anm. 1], S. 391; Fischer [Anm. 19], S. XXIII; Kiepe [Anm. 26a], S. 227.

²² s. Roethe [Anm. 1], S. 391; vgl. Friedrich Kluge, Zur Nachfolge Erich Schmidts. Akademische Zeit- und Streitfragen, Freiburg i. Br. 1913, S. 20.

immer wichtiger ist, Ergebnisse zu behaupten, als ihre Richtigkeit zu beweisen; denn an Roethes Nachweisungen hat bisher niemand von denen, die Text und Kommentar zitiert haben, Anstoß genommen, obwohl sie dem Text ganz offensichtlich nicht gerecht werden. Wenn Blank [Anm. 8] hinsichtlich der Tiere von »den gelehrten Elementen der Physiologus-Tradition« spricht (S. 40), so zeigt das bereits das allgemein verbreitete und so bequeme Mißverständnis im Grundsatz an, wie ich im einzelnen noch ausführen werde. Nicht einmal die bloße Feststellung, daß es sich um sieben Tiere handelt, ist irgendwo ausgewertet und die Siebenzahl ist nur einmal beiläufig erwähnt worden²³; ganz unbefriedigend schließlich sind die Fragen nach dem Modell, das Reinmar Vorbild und Anregung geboten haben könnte. Roethe verwies, wie bereits gesagt, auf den Tetramorph; Stammler [Anm. 5] zog ganz pauschal – nicht unrichtig, im Detail aber wenig erhellend – Allegorien heran, die »die verschiedenen menschlichen Eigenschaften wiedergeben, seelische Vorgänge konkretisieren, bildlich veranschaulichen« (S. 13f.), verwies darüber hinaus auf die Elementenlehre, der entsprechend man sich einen Idealmenschen auch aus den vier Tugenden oder ihren Symbolen zusammengesetzt vorstellen könnte (S. 9, 12f.). Andere Hinweise bewegen sich ganz in diesem Rahmen oder sind noch unspezifischer.

II

Zunächst soll also der Aufbau der beiden Strophen näher betrachtet werden; alles Wesentliche zur Beurteilung findet sich bereits bei Roethe [Anm. 1], S. 338ff., zusammengestellt, wie überhaupt die Gründlichkeit seiner Darstellung, sieht man von den befremdlichen ästhetischen Fehlurteilen einmal ab, gar nicht genug gerühmt werden kann. Die allgemeine Tendenz ist: »man strebt dahin, dass die Gliederung des Inhalts, die das Thema mit sich brachte, übereinstimme mit der strophischen Gliederung, dass die metrischen Abschnitte nicht nur für den Satzbau, sondern für den Gedankengang einschneidende Bedeutung gewinnen« (S. 338). »Mit Reinmar treten diese Arrangements in ein neues Stadium. Sie kamen des Dichters angeborner philiströser Ordnungsliebe so glücklich entgegen; ihm gaben seine vielen ausgeführten Bilder so reiche Gelegenheit, dass bei ihm bewusste Anwen-

²³ s. Hennig Brinkmann, *Mittelalterliche Hermeneutik*, Darmstadt 1980, S. 116.

dung des Principis ausser Zweifel ist. Freilich ohne Konsequenz« (S. 340).

Im Spruch 99 wird im ersten Stollen das Thema genannt: Das Malen eines *wunderlichen*²⁴ Mannes. Auf das uferlose Problem des *ut pictura poesis* hier nicht einzugehen, möge erlaubt sein²⁵, obwohl der Eingang von Horaz' ›de arte poetica‹ mit seinem abschreckenden Beispiel einer unorganischen ›Kunstfigur‹ geradezu als Modell für Reinmars ›idealen Mann‹ hätte dienen können:

›Ein Menschenhaupt mit Pferdes Hals und Nacken: denkt euch, so schüfe es die Laune eines Malers; dann trüge er buntes Gefieder auf, liehe aus allen Arten die Glieder zusammen; zu unterst wär's ein häßlich grauer Fisch, und war doch oben als ein schönes Weib begonnen. Denkt euch, ihr Freunde wäret zur Schau geladen: würdet ihr euch des Lachens erwehren?

Im Ernst, ihr Lieben vom Hause Piso, solchem Gemälde sprechend ähnlich wird ein Schriftwerk aussehn, das wie ein Kranker im Fiebertraum unwirkliche Einzelglieder reiht, wo dann nicht Kopf, nicht Fuß zur Einheit, zur Gestalt sich fügen will. »Doch war ja Malern wie Dichtern immer schon das denkbar Kühnste verstattet:« Ganz recht, und diese Freiheit erbitten wir, vergönnen wir uns wechselseitig; doch nicht die Freiheit, Zahmes mit Wildem zu gesellen, Schlangen mit Vögeln zu paaren und Lämmer mit Tigern.²⁶

²⁴ Blank [Anm. 8], S. 39, versteht *harte wunderlich getân* als »nicht der sichtbaren Wirklichkeit entsprechend, alle Maßstäbe sprengend, so daß man sich darüber nur wundern kann« – das halte ich für eine überzogene Paraphrase, zumal sie v. 3 *daz er doch hieze ein man* gar nicht berücksichtigt (s. o.). ›Erstaunlich, seltsam‹ dürfte als Übersetzung genügen.

²⁵ vgl. z. B. Mario Praz, *Mnemosyne. The Parallel between Literature and the Visual Arts*, Princeton, London ²1974 (Bollingen Series 35,16), cap. I: »*Ut pictura poesis*«, oder Walter Haug, *Gebet und Hieroglyphe. Zur Bild- und Architekturbeschreibung in der mittelalterlichen Dichtung*, *ZfdA* 106 (1977), S. 163–183, wo auch die Ästhetik der allegorischen Bildlichkeit behandelt wird; bei Esmeijer [Anm. 99], cap. I: »*Pictura quasi Scriptura*«.

²⁶ Horaz, *Sämtliche Werke lateinisch-deutsch*, hsg. v. H. Färber u. W. Schöne, München 1960, II, S. 230f., v. 1–14:

Humano capiti cervicem pictor equinam
iungere si velit et varias inducere plumas
undique conlatis membris, ut turpiter atrum
desinat in piscem mulier formosa superne,
5 spectatum admissi risum teneatis, amici?
credite, Pisones, isti tabulae fore librum
persimilem, cuius, velut aegri somnia, vanae
fingentur species, ut nec pes nec caput uni
reddatur formae. ›pictoribus atque poetis

Der Versuch, Reinmars ›Gemälde‹ in ein Bild umzusetzen, zeigt in aller Deutlichkeit, wie topisch der Eingang gemeint ist, wie wenig der Idealmann auf eine tatsächliche Visualisierung angelegt und wie wenig er dafür im Grund auch geeignet ist; das hat schon Roethe [Anm. 1], S. 233, deutlich gesehen.^{26a} Reinmar reiht die theriomorphen Elemente additiv aneinander, diese werden allein durch das Schema *man* zusammengehalten; die einzelnen Formelemente gehen aber nicht ineinander über, passen sich nicht in Übergangszonen untereinander an und verwandeln sich nicht insgesamt zu einer einheitlichen ›Gestalt‹. Oder anders gesprochen: Ich halte Reinmars Spruchanfang *Unt solt ich malen* für eine nach rhetorischen Gesichtspunkten gestaltete Eröffnung der Spruchfolge, nicht für eine dichtungstheoretische Aussage, die für eine Literaturtheorie des Mittelalters Aussagegewert hätte.

Es gilt hier noch einem Einwand zuvorzukommen: Ich habe angemerkt, daß ich Reinmars Idealmann nicht für geeignet halte, in ein reales Bild umgesetzt zu werden. Dennoch aber ist der Versuch *mutatis mutandis* zweimal gemacht worden, einmal in der Anm. 47 zitierten Handschrift, zum anderen in der Illustration zu Huttens Gedicht [Anm. 18]. Außerdem sind die Bilder und Lehrfiguren für Schule und Unterricht, mit denen ich Reinmars ›Bild‹ gern in Zusammenhang gesehen haben möchte (s. u.), ja tatsächlich in großer Zahl gemalt oder gezeichnet worden. Otto Pächt (Buchmalerei des Mittelalters. Eine Einführung, München 1984) sagte im Kapitel über ›Didaktische Bildseiten‹ ohne viel Verständnis für die Inhaltsseite mittelalterlicher Kunst:

10 quilibet audendi semper fuit aequa potestas.
scimus, et hanc veniam petimus damusque vicissim;
sed non ut placidis coeant inmitia, non ut
serpentes avibus gementur, tigribus agni.

^{26a} Hellmut Rosenfeld, *Das deutsche Bildgedicht. Seine antiken Vorbilder und seine Entwicklung bis zur Gegenwart*, Leipzig 1935 (Palaestra 199), S. 26, glaubt, daß die Spruchfolge auf einem illustrierten Einzelblatt verbreitet worden sei und »unbedingt illustriert gewesen sein muß«. Ich halte beide Behauptungen für unbeweisbar und falsch. Hansjürgen Kiepe, *Die Nürnberger Priameldichtung. Untersuchungen zu Hans Rosenplüt und zum Schreib- und Druckwesen im 15. Jh.*, München, Zürich 1984 (MTU 74), S. 225–229, argumentiert ähnlich und kommt im Rahmen seiner viel weitergespannten Untersuchung zum gleichen Ergebnis; die *Hannoversche Handschrift* (s. Anm. 47) ist ihm allerdings entgangen, die bereits Conrad Borchling in seinen ›Reiseberichten‹ als Bindeglied zwischen Reinmar und Hutten bezeichnet hatte.

»Ich lasse es dahingestellt, ob mit einem solchen Bilddiagramm, das zur Not die Hierarchie der durch Personifikationen und Symbolzeichen ange deuteten abstrakten Kategorien veranschaulicht, mehr als ein mnemotechnisches Hilfsmittel gewonnen worden ist. Näher der Kunst sind wir in den Fällen, in denen Weltanschauung nicht als trockene Philosophie, sondern als visionäre Offenbarung dargeboten wird...« (S. 158)

Diese negativ gemeinte Beschreibung kann man auf unseren ›Fall‹ positiv wenden und daraus die Einsicht ableiten: Wenn Reinmars Idealmann gegen die Autorenintention gezeichnet worden ist, so ist ganz den Absichten des Dichters entsprechend nicht mehr als ein mnemotechnisches Hilfsmittel daraus geworden, vielleicht hat nicht mehr als eine ›Lehrfigur‹ daraus werden können.

Im zweiten Stollen führt Reinmar vier Tiere an mit vier Körperteilen parallelisiert, oder auch fünf, wenn man Hals und Zunge getrennt aufführen will. Im Abgesang werden dann drei Tiere mit drei Körperteilen zusammengebracht, oder mit zweien, wenn man die beiden Arme nicht gesondert zählen will.

Eine Konklusion in zwei Versen rundet die Strophe mit einer sprichwortähnlichen Sentenz ab, im Gegensatz zu dem ›werkeinleitenden‹ *unt*.²⁷

Zu diesem sehr strengen formalen Aufbau paßt eine ebenso strenge inhaltliche Systematik: Die Beschreibung des Mannes folgt dem Deskriptionsschema *a capite ad calcem*. Der zweite Stollen beschreibt Augen, Hals und Zunge, Ohren, Herz; der Abgesang Arme und Beine.

Aber auch die poetische Technik fügt sich der formalen und inhaltlichen Systematik. Denn im zweiten Stollen finden wir die zweimal vier entscheidenden Begriffe zu vier Genitivmetaphern verschmolzen: *strüzes ougen, cranches hals, swines ören, lewen herze*; »Kurzmetaphern« also, oder »aufs äußerste verkürzte Allegorien«, die als Hauptcharakteristikum religiöser Dichtung, insbesondere der Mariendichtung, und des sog. geblühten Stils gelten.²⁸ Roethes [Anm. 1] Zusammenstellung der Tierbilder in Reinmars Spruchdichtungen kann man entnehmen (S. 283), daß außer in den beiden Sprüchen 137 und 185, die untereinander aufs engste verwandt sind und mit 99/100 zusammengehören (s. u.), Genitivmetaphern bei den

²⁷ vgl. Roethe [Anm. 1], S. 245. Selbst wenn *unt* als Einleitung von Konditionalsätzen geläufig ist, so dient es doch auch in Funktion und Bedeutung oft genug dazu, den Eingang des abhängigen Satzes stärker zu markieren und zu akzentuieren, in unserem Falle also die Gesprächssituation beim Vortrag zu schaffen, den Kontakt zum Publikum herzustellen, den Vortrag eben zu eröffnen, ähnlich und vergleichbar einer rhetorischen Frage. Nur Spr. 54 und 242 beginnen auch noch mit *unt*.

²⁸ s. Nyholm [Anm. 12], S. 82ff., Zitat S. 82.

Tierbildern von Reinmar nicht häufig gebracht werden: *lewen crefte* (9,7) in religiösem Kontext, *wisenten zorn* (151,4)²⁹, *nâtern zagel* (184,2)³⁰ und *slangengift* (157,5)³¹ wären zu nennen. Wenn also vier derartige Metaphern gehäuft auftreten, darf man davon ausgehen, daß sie Reinmar hier ganz bewußt eingesetzt hat, um mit ihnen einen noch nicht abgenutzten stilistischen Effekt zu erzielen, um die allegorische Konstruktion in möglichst großer Konzentration und Gedrängtheit vorzuführen.

Im Abgesang werden den Genitivmetaphern des Stollen drei ausgeführte Vergleiche gegenübergestellt: *nâch dem arne*, *nâch dem grifen* und *als einem bern*. Es wird das Prinzip der Variation gezielt gehandhabt und bis hin zum Gebrauch der Vergleichspartikel geübt *nâch* – *als*.

Überhaupt variiert Reinmar die strenge Zuordnung von Körperteil und Tier, die Verteilung von Genitivmetaphern und Vergleichen noch dadurch, daß er den Wechsel von Lang- und Kurzvers in die Variationsmöglichkeiten einbezieht. In v. 4 finden sich ein Tier und ein Körperteil in einem Kurzvers; in v. 5 werden ein Tier und zwei Körperteile hälftig auf einen Langvers verteilt; in v. 6 füllen zwei Tiere und zwei Körperteile symmetrisch einen Langvers; v. 7 bietet in einem Vers ein Körperteil und ein Tier, v. 8 und 9 sind je einem Körperteil und einem Tier vorbehalten; v. 10 schlägt den Bogen zu v. 4 – beide sind vierhebige – mit einem Tier und einem Körperteil in einem Vers.

Formaler Aufbau, inhaltliche Füllung und poetische Darbietung decken sich in konzentrierter und dennoch ungezwungener Formulierung ohne größeren sprachlichen Leerlauf, bei dem, wie so oft auch bei Reinmar, ganze Versteile als Reimlieferer anzusehen wären. v. 6 *des vergæze ich niht* könnte man am ehesten dafür anführen; nicht dagegen v. 8/9, da diese Verse der Steigerung dienen, indem durch die Wiederholung *wolt ich – ich wolt* das Vergleichswort *grifen* bis ans Ende des v. 9 hinausgeschoben werden kann. Unter Umständen ist es auch beabsichtigt, daß erst die beiden letzten Tiere als Reimwort auftauchen; denn in v. 5 und 6 stehen die Genitivmetaphern nur in der Zäsur der Langverse.

Ob die Anordnung zwei Vögel – zwei Vierfüßler – zwei Vögel – ein Vierfüßler auf bewußter Strukturierung beruht und vielleicht sogar die Auswahl der Vergleichstiere mitbestimmt hat, ist nicht sicher zu entscheiden. Selbstverständlich allerdings ist die Proportionalität keineswegs, wie der Vergleich mit anderen Reihen von Tiervergleichen deutlich machen kann; man sehe sich nur Bruns von Schonebeck ›ideale Frau‹ an oder Albrechts ›idealen Ritter‹ mit ihren Abweichungen von Reinmars Schematismus. Auffällig ist noch, daß bei der Auswahl der Vergleichstiere Erdtiere wie die Schlange und Wassertiere wie der Fisch, dazu die Insekten, nicht berücksichtigt worden sind, obwohl (oder weil?) Fischschwänze zum Beispiel bei Monstern aller Art ungemain beliebt waren und die Schlange Tugend- und Lasterpersonifikationen keineswegs fremd war.

²⁹ s. Roethes [Anm. 1] Anm. z. St.

³⁰ vgl. Biehl [Anm. 11], S. 32, 35, Lexer II,40; vgl. Dietmar der Setzer KLD 7,II,6; ›Krone‹, v. 1733; Lexer II,963 *slangenzagel*.

³¹ Fehlt Lexer; Dt. Wb. IX,460 ohne mhd. Belege.

All diese Strenge und alle diese Feinheiten finden sich in der Auslegungstrophe des Exempels so vollkommen nicht wieder. Man kann daraus den sicheren Schluß ziehen, daß im dichterischen Schaffensprozeß die Exempelstrophe gewiß am Anfang gestanden hat (s. u.). Sie war Vers für Vers Beziehungspunkt für die Auslegungstrophe mit Ausnahme der Themenstellung im ersten Stollen; das Thema auszulegen, gab es keinen Anlaß. Was im Aufgesang der Strophe 99 in den ersten drei Versen des zweiten Stollens gesagt war, kann nun im Zuge der Auslegung, die in der Regel wortreicher ist, bis in den ersten Halbvers des Abgesangs ausgeweitet werden; dadurch ist allerdings die Symmetrie des Exempels aufgegeben, ja nicht einmal eine inhaltliche Kongruenz von Auf- und Abgesang erreicht (s. u.). Die Verteilung der Genitivmetaphern und ausgeführten Vergleiche des Exempels wird bei den ersten sechs Tieren durchgehalten. Erst beim letzten, das allerdings im gleichen Vers (10) wie im Exempel steht, variiert Reinmar und wählt *berenvüeze*, eine Genitivmetapher, ein zumindest sehr seltenes Kompositum.³² Die Konklusionen beider Strophen entsprechen sich jedoch inhaltlich und formal wieder gänzlich.

III

Im folgenden sollen nun die sieben Tiere auf die das jeweilige *tertium comparationis* stiftende Eigenschaft hin untersucht werden. Dabei ist als erstes festzuhalten, daß das *tertium comparationis* stets allein und zum Teil nur sehr oberflächlich verankert in der Tiereigenschaft liegt und nicht etwa in einem moralisch-tropologischen Sinn oder in einem anderen *sensus spiritalis*. Mit dem ›Physiologus‹ und seiner im wesentlichen christozentrischen Auslegung der Tiere, Pflanzen und Steine³³ hat das nichts zu tun (s. o.), ganz abgesehen davon, daß Kranich, Schwein, Greif und Bär nur in seltensten Ausnahmefällen und stets sekundär in das Physiologuscorpus eingedrungen sind³⁴, sowie, daß die Eigenschaften, die Reinmar dem Löwen und Adler gibt, zwar traditionell sind, aber nicht im ›Physiologus‹ vorkommen.

Nur der scharfe, hitzige Blick des Strauß verdrängt seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Vergeßlichkeit des Strauß und dessen dadurch be-

³² Fehlt Lexer; Dt. Wb. I, 1127 ohne Belegstelle. BMZ III, 445f. sind Komposita von Tierfüßen belegt (*ant-, geiz-, gense-*).

³³ vgl. dazu die nicht nur für die Datierung grundlegende Studie von Klaus Alpers, Untersuchungen zum griechischen Physiologus und den Kyaniden, in: *Vestigia Bibliae* 6 [Anm. 13], S. 13–87.

³⁴ vgl. Nikolaus Henkel, Studien zum Physiologus im Mittelalter, Tübingen 1976 (*Hermaea* 38), S. 41 Greif, S. 42 Bär; Friedrich Lauchert, *Geschichte des Physiologus*, Straßburg 1889, Nachdr.: Genf 1974, S. 142 Kranich, S. 39 Greif.

dingte Beachtung der Sterne beim Ausbrüten seiner Eier aus den Physiologusfassungen und -zitationen.³⁵ Er ist in der mittelhochdeutschen Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts bereits mehrfach bezeugt, so bei Reinmars auch lateinisch dichtendem Zeitgenossen, dem Marner (ed. Ph. Strauch, 15, 289, 311), und dem etwas jüngeren Meißner; bei späteren Dichtern ist er dann durchgehend im Gebrauch.³⁶ Reinmar ist also nicht nur ein recht früher Vertreter für eine volkssprachlich allegorisch-tropologische Konstruktion, sondern auch ein recht früher Rezipient dieser ›moderneren‹ Variante der Straußenproprietät in der Volkssprache. Er schließt sich, wie wir auch bei den *swines ören* sehen werden, den aktuellen ›Lehrmeinungen‹ an, ein Bestreben, das verdient, beachtet zu werden.

Reinmar verändert bei der Anwendung der Eigenschaften des Strauß diese selbst etwas. Das Schwergewicht liegt nicht mehr auf der ›Hitze‹ oder ›Schärfe‹ des Vogelblickes, sondern auf dem dadurch ermöglichten Ausbrüten der Straußeneier. So wie der Strauß durch den Blick seiner Augen den Jungen zum Leben verhilft, so soll der ›Idealmann‹ mit seinem liebevollen elterlichen Blick allen Seinigen das Leben ermöglichen, für die

³⁵ s. Henkel [Anm. 34], S. 199f., Anm. 103f.

³⁶ s. Roethe [Anm. 1], Anm. z. St. S. 596; Georg Objartel, Der Meißner der Jenaer Liederhandschrift. Untersuchungen, Ausgabe, Kommentar, Berlin 1977 (Philologische Studien und Quellen 85), XII,2,3ff., und Kommentar z. St. S. 293; vgl. auch meine Bemerkung ZfdA 99 (1970), S. 219; Brinkmann [Anm. 23], S. 115. Vgl. ferner: Boppe (ed. G. Tolle), 5,2,8; Heinrich von Mügeln (ed. K. Stackmann), 12,8; 190,1ff.; Hans Folz, Meisterlieder (ed. A. L. Mayer), 1,175; 14,41; 75,294; Hans Folz, Reimpaarsprüche (ed. H. Fischer), 31,23f.; Kolmarer Meisterlieder (ed. K. Bartsch), XXXVI,31ff. [dazu zahlreiche Stellen in den noch ungedruckten Liedern, z. B. Nr. 141, fol. 134vb–135rb, Str. 3; identisch mit Nr. 415, fol. 376ra–376va, Str. 3; Nr. 594, fol. 541vb–542rb, Str. 1; identisch mit Nr. 614, fol. 557rb–558ra, Str. 1]; Stolle, MSH III, S. 5b, 12,3f.; Der Mönch von Salzburg (ed. F. V. Spechtler), G 1,17,134; Hugo von Trimberg, ›Renner‹ (ed. G. Ehrismann), v. 19729ff.; Freidank (ed. W. Grimm), 144,26ff. [in den Lesarten]; Konrad von Würzburg, ›Die goldene Schmiede‹ (ed. W. Grimm), v. 528ff.; ›Trojanerkrieg‹ (ed. A. v. Keller), v. 20954ff.; Heinrich von Neustadt, ›Visio Philiberti‹ (ed. S. Singer), v. 486; Wolfdietrich D (ed. O. Jänicke), VII,118,2; Heinrich von dem Türlin ›Krone‹ (ed. G. H. F. Scholl), v. 9356; Minnereden II (ed. G. Thiele), 17,137; Minneburg (ed. H. Pyritz), v. 303ff.; 3465ff. Vgl. Henkel [Anm. 34], S. 198ff.; ›Schüler von Paris A‹ (ed. H.-F. Rosenfeld), v. 543f.; Wolfgang Stammler, Spätlese des Mittelalters I. Weltliches Schrifttum, Berlin 1963 (TdspMa 16), S. 101–103; Dietrich Schmidtke, Geistliche Tierinterpretation in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters (1100–1500), Diss. phil. FU Berlin 1968, S. 415f.; LCI IV,218. Auch für Albrecht (ed. W. Wolf, Str. 1894) ist diese Proprietät vorauszusetzen, was Hermann [Anm. 12], S. 19, verkannt hat.

Lebensbedingungen der von ihm Abhängigen sorgen. Mit Hilfe der Auslegung und erst durch sie überhaupt bemerkbar steuert Reinmar durchaus eigenständig das Verständnis der von der Tradition vorgegebenen Tier-eigenschaft und modifiziert dadurch diese selbst ganz subtil entsprechend den Bedürfnissen der Anwendung; die Metaphern von der *minnehitze* und dem *minneblie* mögen dabei vermittelnd noch mitgewirkt haben.

Mit der Länge des Kranichhalses greift Reinmar einen recht merkwürdigen Zug auf, für den es nur wenige, volkssprachliche Belege gibt.³⁷ So wie es bisher aussieht, geht die Auswahl dieser Proprietät und ihre Deutung auf Reinmar zurück (s.o.), so daß zu fragen ist, was Reinmar zu dieser Abwandlung von Bekanntem bewogen hat; denn von Erfindung Reinmars zu sprechen, wäre kaum angemessen.

In bildlichen Darstellungen des Vogels ist der lange Hals des Kranichs meist deutlich sichtbar.³⁸ Ich denke mir, daß Reinmar, nachdem er sich

³⁷ s. Ingrid Kasten, Des Kranichhalses neun Grade, ²VL V,342, wo sie Abhängigkeit von Reinmar vermutet. Auch die ›Crane‹-Prosa führt auf Reinmar (bzw. Albrecht) zurück, s. Hartmut Beckers, Die Kölner Prosabearbeitung des ›Crane‹-Romans Bertholds von Holle. Untersuchung und Textausgabe, Ndt. Wort 23 (1983), S. 104f., S. 122,55ff. Vgl. Heimo Reinitzer, in: Vestigia Bibliae. Jb. d. dt. Bibel-Archiv Hamburg 2 (1980), S. 108.

³⁸ s. u.a. Otto Keller, Die antike Tierwelt, Leipzig 1913, II, 184–193; Brunson Yapp, Birds in Medieval Manuscripts, London 1981, s. Register s.v.; LCI II,557f. Vgl. dazu Lilian M. C. Randall, Images in the Margins of Gothic Manuscripts, Berkeley, Los Angeles 1966, S. 85a; Erika Dinkler-von Schubert, Der Schrein der hl. Elisabeth zu Marburg. Studien zur Schrein-Ikonographie, Marburg/L. 1964, S. 125f. Vgl. immerhin auch den schönen und reichhaltigen Tafelteil bei Gertrud Roth-Bojadziejew, Studien zur Bedeutung der Vögel in der mittelalterlichen Tafelmalerei, Köln, Graz 1985. Das Buch ist durch zahllose Zitierfehler, ein fehlerhaftes Literaturverzeichnis, das die Benutzung wesentlicher und einschlägiger Forschungsliteratur des letzten Jahrzehnts nicht erkennen läßt, schwere Übersetzungsfehler mhd. Zitate, mangelnde nähere Kenntnis der zitierten mhd. Werke und andere philologische Gravamina in großer Zahl bis zur Unbrauchbarkeit entstellt. An den wenigen Stellen, an denen die Vfn. mehr als reine Bildbeschreibungen oder mehr als durch frühere Forschungen bereits Nachgewiesenes bringt, sind die Deutungen meist unannehmbar, weil zwischen den verschiedenen Quellbereichen mittelalterlicher Tierinterpretation (antike Naturkunde, Volkskunde, Medizin, Magie, christliche geistliche und weltliche Tierinterpretation etc.) zu wenig differenziert wird, weil z.B. die Megalithkultur bis ins 15. Jh. hineinwirkt. Texte und Bilder bleiben letztlich unverbundene Bereiche, weil die Bedingungen des Zusammenwirkens und der wechselseitigen Beeinflussung nur behauptet, nie durchdacht und konkret am Einzelfall nachgewiesen sind. Mit diesem Werk ist der Ikonographie ein schlechter Dienst erwiesen, erscheint es doch allein dazu geeignet, ikonographische Fragestellungen

entschlossen hatte, einen ›idealen Mann‹ zu *mālen*, und zwar von Kopf bis Fuß, in einen gewissen Zugzwang geraten ist, für die geplante Figur und ihre wichtigsten Körperteile jeweils entsprechende Tiere zu finden. Der Hals gehört zu dem festen Bestand einer Personendescriptio³⁹, so daß Reinmar schlecht auf ihn verzichten konnte. Vielleicht kann man sogar soweit gehen und von einem direkten Einfluß rhetorischer Descriptionspraxis und -theorie reden.

Viele Tiere mit langem Hals und einer für Reinmars Zwecke verwertbaren Eigenschaft standen außer dem Kranich und seiner bekannten *vigilantia* gar nicht zur Verfügung. Eine Alternative wäre der Schwan gewesen; eine Möglichkeit, zu der Ulrich von Hutten halbherzig gegriffen, die der anonyme Dichter des Gedichts ›von dem weisen man‹ vorgezogen hat:

Sehent min hals ist eim swanen glich.⁴⁰

Für eine andere Möglichkeit zum Vergleich mit dem langen Hals hätte auch der Storch zur Verfügung gestanden; doch weiß zum Beispiel das ›Traugemundlied‹ (ed. MSD⁴I,48,3,5) oder Hans Vintler (›Die pluemen der tugent‹, ed. I. Zingerle, v. 8815ff.), daß der Storch keine Zunge habe. Unter Umständen hat den Storch diese Proprietät unbrauchbar gemacht, da Reinmar auf die Zunge im Hals ja offensichtlich Wert gelegt hat (s. u.). Denn es fällt auf, daß die im Rachen versteckte Zunge zwar vorkommt, aber der offen sichtbare Mund hier fehlt. Vergleiche dagegen *ein zunge rechter urteil, vrides hant, gewisser worte ein munt* (136,6): im Lobe Friedrichs II. stehen beide Glieder zusammen. Brun von Schonebeck hat offenbar diesen Mangel empfunden und auf den Mund in seiner Descriptio der ›Idealen Frau‹ nicht verzichten wollen. Er sagt von ihr: *eines sitiches munde ir munt gelich* (v. 6) und opfert dieser Ergänzung die nähere Spezifizierung der Arme; eine der Greifenhand entsprechende Hand fehlt der ›Idealfrau‹.

Die Verbindung *cranches hals* taucht nun bei Reinmar noch zweimal auf. Zum einen in dem allgemein um 1240–1245 datierten Spruch über den rast- und ruhelosen Mainzer Bischof, »dessen diplomatische Vorsicht und

und Methoden, die in Deutschland immer noch um ihre Anerkennung zu kämpfen haben, in Mißkredit zu bringen.

³⁹ s. z. B. Duncan M. Mennie, Die Personenbeschreibung im höfischen Epos der mhd. Epigonenzeit. Eine Stiluntersuchung, Diss. phil. Kiel, Halle/Saale 1933, S. 31f.; Anna Köhn, Das weibliche Schönheitsideal in der ritterlichen Dichtung, Leipzig 1930 (Form und Geist 14), S. 96; Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, Leipzig² 1889, Nachdr.: Osnabrück 1965, I, S. 216.

⁴⁰ s. [Anm. 17], v. 29. Vgl. Roethe [Anm. 1], S. 233, zu Ulrichs von Hutten *vir bonus* [Anm. 18], der einen Schwanen- oder Schlangenhals hat (v. 105–112). Im ›Jüngerem Tituel‹ (ed. W. Wolf), Str. 1896,1, taucht in einer Handschrift für *cranches* die Variante *trachen* auf; da Hahn für seine Ausgabe ausgerechnet sie vorgefunden hatte, ist sie von Stammler [Anm. 5], S. 9, und Hermann [Anm. 12], S. 22, zu unverdienter Ehre gebracht worden.

gute Informiertheit, die auch schwierige Hindernisse überwinde«⁴¹, Reinmar in Tiervergleiche kleidet:

mit cranches hals kan er wol swigen
 10 unt mit strüzes ougen sehen,
 mit luhses ôren rûnen spehen:⁴²
 steinbockes wis kan er wol berge stîgen.⁴³

Zum anderen taucht sie bei der Charakteristik auf von »dem alles sehenden und hörenden Kaiser (d. h. wohl: dessen ›Nachrichtendienst‹)«⁴⁴; dieser Spruch wird gemeinhin in die Zeit von 1235/36 datiert:

Sîn ôren hœrent durch den walt,
 5 sîn ougen verrent über velt, sîn huot ist manicvalt,
 sîn merken unt sîn melden diu sint ouch swinder dan ein windes
 brût.

Cranches hals, ebers ôren, strüzes ougen,
 diu driu getruoc nie keiser mê sô tougen
 dâ hin gein siner vinde lâge.

Vergleicht man die drei deutlich zusammengehörenden Stellen, so zeigt sich, daß die drei Auslegungen des *cranches hals* variieren, die Deutung also noch offen, durch keine Tradition festgelegt ist, und somit wohl Reinmars Eigentum sein dürfte. Vorausdenken (100) – Schweigen (185) – Vorsicht (*huote*, vielleicht auch noch *merken* und *melden* 137) sind die verschiedenen Auslegungen jeweils nach dem *sensus moralis*. Dabei steht die *huote* der traditionell überlieferten *vigilantia* des Kranichs⁴⁵ am nächsten. Aber auch die ›Tugend‹ *vürgedenken* läßt sich mit der Haupteigen-

⁴¹ Nr. 185; vgl. dazu Ulrich Müller, Untersuchungen zur politischen Lyrik des deutschen Mittelalters, Göppingen 1974 (GAG 55/56), S. 71. Vgl. Heinze [Anm. 8], S. 46.

⁴² s. Roethe [Anm. 1], Anm. z. St. und S. 275. Auch im ›Jüngerem Titirel‹ (ed. W. Wolf), 1895, 1, heißt es: *Dem luchs gelich din hðre*, so daß der ›Lapsus‹ nicht Reinmar allein unterlaufen ist. Zu den traditionell scharfen Luchsaugen vgl. Gerhardt [Anm. 13], S. 151 Anm. 52; Ulrich von Hutten [Anm. 18], v. 70ff.; Max Pápke, Das Marienleben des Schweizers Wernher. Mit Nachträgen zu Vögtlins Ausgabe der Vita Marie Rhythmica, Berlin 1913 (Palaestra 81), S. 134, wo zu einem kleinen Bestiarius der ›Vita Marie Rhythmica‹ die ausführlichen Glossen mitgeteilt werden; Eine mittelniederfränkische Übertragung des Bestiaire d'Amour, hsg. v. John Holmberg, Uppsala 1925, S. 243f.

⁴³ s. Roethe [Anm. 1], Anm. z. St. mit dem Hinweis auf den ›Physiologus‹; vgl. Henkel [Anm. 34], S. 188, 186 Anm. 88.

⁴⁴ Nr. 137; vgl. dazu Müller [Anm. 41], S. 65, und Heinze [Anm. 8], S. 40. Zu dem sprucheinleitenden Sprichwort *Walt hât ôren, velt gesiht*, das auch 185,7 steht, vgl. noch die Zeichnung von Hieronymus Bosch, s. den Ausstellungskatalog Jheronimus Bosch, s' Hertogenbosch 1967, S. 180, Nr. 57.

⁴⁵ s. Reinitzer [Anm. 37], S. 108ff.

schaft des Kranichs in Beziehung setzen: »Die *proprietas* der *vigilantia* des Kranichs meint nämlich nicht nur ›Wachsamkeit‹, sondern auch verantwortungsvolle ›Fürsorge‹ und Gerechtigkeit.⁴⁶ Eine relative Chronologie der drei zusammenhängenden Strophen läßt sich allerdings aus der mehr oder weniger überzeugenden Stimmigkeit der Deutung nicht ableiten.

Vergleicht man mit Reinmars Versen die entsprechende Strophe aus dem ›Jüngerem Titurel‹ (ed. W. Wolf) und die Verse aus dem Gedicht ›von dem wisen man‹ [Anm. 17], dann sieht man, wie nahe beieinander die Vorstellungen vom klugen Schweigen und weisen Reden für mittelalterliche Autoren und Hörer gelegen haben müssen. Es heißt da zum einen:

Din kel des kranches lenge sol haben ane krenke.
daz wort sol mit gedrengē sich enthan, unz manz vil wol bedenke,
ob iz frumen oder schaden bringe; (1896, 1–3)

und zum anderen:

29 Sehent min hals ist eim swanen glich
Dar umb ich nyemer wort gesprich
Ich bedenk es vor hin rechte wol
Ob ich es her usser lossen sol
Wenn mir ein wort kommet vür mynen munt
Dz widerspriche ich zuo keiner stunt.

Auch die ›Crane‹-Prosa [Anm. 37] zeigt, wie nahe nebeneinander man fürgedenken, huote und swigen gesehen hat:

Vmb dat mir geyn wort, des ich haill hauen seulde off ouch vngelurlich zo sagen were, vyss mynem langen halss bis an mynen mont yedt komen seulde, ee dan ich wal beraden were dat zo sagen, da mit off yemans anders yedt belancks an lege. (Z. 55–59)

Überdeutlich bestätigt diesen Punkt der ›Idealmann‹ einer Hannoverischen Handschrift von etwa 1510:

...und hebbe eynen hals gekrummet alse eyn kran, eyn slot vor syner munt⁴⁷;

ein Text, der eine zwischen Reinmar und Ulrich von Hutten vermittelnde Stufe repräsentiert.

⁴⁶ s. Reinitzer [Anm. 37], S. 109; Ernst von Moeller, Strauß und Kranich als Attribute der Gerechtigkeit, *ZfchristlKunst* 16 (1903), Sp. 83–88. In der Kolmarer Meisterliederhandschrift, Lied Nr. 151, fol. 143d, steht ein Lied, in dem auf den Storch die Proprietät des Kranichs übertragen worden ist.

⁴⁷ s. Stammer [Anm. 5], S. 10 mit Abb. 4. Vgl. Abb. 16 und 17 bei Rosemond Tuve, *Allegorical Imagery. Some Mediaeval Books on their Posterity*, Princeton 1966, S. 73, 75, dazu S. 71 ff., wo die Temperantia mit einem Zügel im Munde personifiziert ist. Vgl. auch Die Welt des Hans Sachs. 400 Holzschnitte des 16. Jh., Nürnberg 1976 (Ausstel-

Mir will scheinen, daß man mit den Sprüchen Reinmars sowie mit einer Reminiszenz an das naturkundlich-enzyklopädische zeitgenössische Wissen hinreichend erklären kann, welche Gedankengänge Reinmar auf seinen ›Fund‹, die Auslegung der Länge des Kranichhalses und damit auf das Bild vom Kranichhals selbst gebracht haben, zumal dann, wenn man die Bedingungen der Personenbeschreibung und ihre Technik bedenkt. Man braucht keine anderen Einflüsse und Reminiszenzen, wie zum Beispiel die ›Kranichschnäbler‹ aus dem ›Herzog Ernst‹ (ed. K. Bartsch, v. 3016f.):

ir helse smal unde lanc,
gelich den kranichen gevar,

auf die Roethe [Anm. 1] Anm. z.St. noch hingewiesen hatte.⁴⁸ Auch die Tierfabel vom Wolf und Kranich, in der der lange Hals des Vogels eine

lungskataloge der stadtgeschichtl. Museen 10), Nr. 161, S. 156f., Abb. S. 202, wo der ›Klaffer‹ ein Schloß in der Zunge hat. Vgl. auch Uwe Ruberg, Beredtes Schweigen in lehrhafter und erzählender deutscher Literatur des Mittelalters. Mit kommentierter Erstedition spätmittelalterlicher Lehrtexte über das Schweigen, München 1978 (MMS 32), Abb. 7, ein Einblattdruck vom Ende des 16. Jh., der einen Gelehrten zeigt, dessen Mund mit einem Schloß verschlossen ist, s. dazu S. 87–90.

⁴⁸ vgl. Claude Lecouteux, A propos d'un épisode de Herzog Ernst: La rencontre des hommes-grues, Et. Germ. 33 (1978), S. 1–15. Jurgis Baltrušaitis, Das phantastische Mittelalter. Antike und exotische Elemente der Kunst der Gotik, Frankfurt 1985, S. 61, leitet den Hals des *vir bonus* Huttens von Helmschneidern ab; ich finde diese Herleitung wenig überzeugend, läßt sie doch die literarischen Traditionen außer acht. Überhaupt finde ich sehr befremdlich, was Baltrušaitis alles dem Begriff der ›phantastischen Kunst‹ des Mittelalters zuordnet, wovon bei genauem Zusehen ein großer Teil nicht hierher gehört. Der Passus über die ›Schnabelkrägen‹ – so RDK VI, 798f. – im cap. 95 (ed. W. Dick) bzw. 175 (ed. H. Oesterley) der ›Gesta Romanorum‹ lautet nach Dick bzw. bei der Auslegung direkt nach der Leiths., wobei ich die Laa. zu Oesterley in [...] angebe: *In Eripia [europa] sunt homines fornosi sed capite et collo grvino [gruico] cum rostris. Signant [Isti designant] iudices, qui debent habere ad modum gruis collum longum, ut prius cogitent antequam sententiam proferant [ut prius prudenter cogitent, in corde, que per sententiam proferenda sunt in ore. Si sic essent omnes iudices, non tam et tot male essent sententie]*. Die Sachbeschreibung ist, wie der Ländername *Eripia* (< *Grippia*) beweist, der ›Herzog Ernst‹-Tradition verpflichtet, die Auslegung dagegen steht in der Reinmar-Tradition, wie ich selbst [Anm. 59], S. 55 Anm. 98 und auch Lecouteux, S. 8, festgestellt haben. Bei der Frage nach dem Entstehungsort bzw. den Entstehungsorten der ›Gesta Romanorum‹ sind solche Quellennachweise neben der Überlieferungsgeschichte zu berücksichtigen. Dieser hier weist ganz eindeutig nicht auf England, sondern Deutschland, ebenso der Anm. 106 zitierte.

gewisse Rolle spielt, dürfte hier nicht eingewirkt haben, selbst wenn Reinmar nach Roethes [Anm. 1] Feststellungen Kenntnisse von Fabeln – wenn auch nur geringe – gehabt haben dürfte (S. 241 f.). Möglicherweise wird die Symbolik des Kranichhalses weitergeführt in dem langen Hals des ›Vogels Selbsterkenntnis‹, der vom 17. bis zum 19. Jahrhundert recht verbreitet gewesen ist.⁴⁹

Abgesehen von der Sacherklärung der Textstelle halte ich für ein Zwischenergebnis, das festzuhalten lohnt, die Unmöglichkeit, die Beschreibung der Tiereigenschaften von der ihrer Auslegung zu sondern, also die Proprietäten ohne ihre Signifikanz zu fassen zu bekommen. Ganz im Gegenteil: Man kann an Reinmars ›idealem Mann‹ gut erkennen, wie Exempel und Auslegung aufeinander einwirken, sich gegenseitig bedingen und wie die Absicht, eine Tugendlehre einprägsam an Hand des Schemas eines ›idealen Mannes‹ darzustellen, zur Findung des auslegungsfähigen langen Kranichhalses geführt hat. Die langanhaltende Wirkung zeigt, wie gut Reinmar sein Fund gelungen war, da er sogar Gattungsgrenzen überspringen konnte, wie der ›Jüngere Titurel‹ und die ›Crane‹-Prosa zeigen, aber auch der Reimpaarspruch ›von dem wisen man‹ [Anm. 17] oder das Prosaexempel [Anm. 47].

⁴⁹ s. Leopold Schmidt, Der Vogel Selbsterkenntnis, in: Werke der alten Volkskunst, Rosenheim 1979, S. 18–22. Weitere Belege: Helmut Nemeč, Tier und Jagd in der Volkskunst, Wien, München 1974, Taf. 15 (Malerei auf einem Krug); zu einer Trägerfigur im Bibliothekssaal des Klosters Waldsassen, die falsch als »Kritikaster« gedeutet wird, s. Gustav Wagner u. Wolfgang J. Müller, Dermatologie in der Kunst, Biberach a. d. Riß 1970, Abb. 35, dazu S. 84. Der Kupferstich, den Schmidt, S. 19a, aus Fladnitz nachweist, ist auch in Graz, Steierisches Volkskundemuseum, vorhanden. Zu einem Stammbuchblatt mit dem Motto: *Nosce te ipsum*; der reiherähnliche Vogel ›Selbsterkenntnis‹ tritt mit einem angehobenen Fuß auf einen Totenkopf (vergleichbar dem steinhaltenden Kranich in seiner charakteristischen Pose), s. Peter Sulzer, Ein Winterthurer im Josephinischen Wien. Das Stammbuch von Joh. Heinr. Sulzer »Zur Goldenen Traube«, Librarium. Zs. d. Schweiz. Bibliophilen-Ges. 24 (1981), S. 110. Das Stammbuchblatt stammt von Josef Grassi, spätestens von 1784. Die beiden letzten Nachweise verdanke ich Heimo Reinitzer, Hamburg. Da es bisher nicht gelungen ist, das Motiv des sich aus dem Haarschopf formenden Vogelhalses schlüssig zu erklären, so ist der Hinweis auf Reinmars ›Kranichhals‹ und die davon abhängige Tradition nicht so fernliegend, wie es zunächst scheinen mag. Genannt wird mehrfach der Storchenhals, aber ohne daß damit ein Erklärungsversuch verbunden wäre. Vgl. auch Baltrušaitis [Anm. 48], Abb. 9 (Ölgemälde des Volkskundemuseums Innsbruck) mit S. 24.

In einen ganz anderen, zu Reinmars Zeit noch sehr neuen und aktuellen Bereich der Tiersymbolik führt uns der nächste Vergleich, mit dem Reinmar seinen ›idealen Mann‹ beschreibt:

unt zwei swīnes ôren.

Den Weg dahin, nämlich in die Symbolik von den fünf Sinnen⁵⁰, weist Reinmar selbst in Spruch 164:

- Ein voller mensch vūnf sinne hât,
 als uns diu schrift bewīset unt als ir name geschriben stât:
 sehen, hœren, grīfen, riechen, smecken, sus sint si genant.
 Nû habent die sinn vūnf wildiu tier,
 5 ir ieslichez einen, unt hât den vûrbaz danne wir:
 der luhs, daz swīn, diu spinne, der gīr, der aff, daz tuot in Got
 Der luhs wol siht, daz swīn wol hœrt ze walde, bekant.
 diu spinne cleine grīfet unde balde,
 der gīr riuht, affe smackt: der sinne
 10 hât ieslichez den einen baz
 dan der mensch: durch wunder daz
 Got hât getân, daz wir sīn wunder minnen.

Die fünf Sinne des Menschen werden also systematisch auf der Grundlage naturkundlicher Fakten mit fünf Tieren – drei Vierfüßlern, einem Vogel und einem Insekt – verglichen, die in jeweils einem Sinn dem Menschen überlegen sind; das Schwein in bezug auf das Gehör.

Horst W. Janson⁵¹ hat nachgewiesen und Louise Vinge nach gründlicher Diskussion des einschlägigen Materials bestätigt⁵², daß diese Serie mit den fünf Sinnen und den fünf Tieren zum ersten Mal bei Thomas von Cantimpré greifbar ist, und zwar in der allgemeinen Einleitung zum Buch über die Vierfüßler:⁵³

⁵⁰ vgl. Louise Vinge, *The Five Senses. Studies in a Literary Tradition*, Lund 1975 (*Acta Regiae Societatis Humaniorum Litterarum Lundensis* 72); Carl Nordenfalk, *The five Senses in Late Medieval and Renaissance Art*, *JWCI* 48 (1985), S. 1–22; S. 1 Anm. 3 führt Nordenfalk Reinmar als von Thomas unabhängigen Zeugen an.

⁵¹ s. Horst W. Janson, *Apes and Ape Lore in the Middle Ages and the Renaissance*, London 1952 (*Stud. of the Warburg Institute* 20), Nachdr.: Nendeln 1976, S. 239f. mit Anm. 8, wo Reinmar genannt ist.

⁵² Vinge [Anm. 50], S. 47ff., bes. S. 50f. Wilfried Schouwink, *Der wilde Eber in Gottes Weinberg. Zur Darstellung des Schweins in Literatur und Kunst des Mittelalters*, Sigmaringen 1985, S. 64 nennt zwar Reinmars »idealen Krieger«, doch geht er auf die ›fünf-Sinne-Tradition nicht ein, so daß seine literarhistorische Einordnung fehlt geht.

⁵³ s. Thomas Cantimpratensis, *Liber de natura rerum*, Teil I: Text [hsg. v. H. Boese], Berlin, New York 1973, IV,1,190ff. Für Roethe war, da

Homo in quinque sensibus superatur a multis: aquile et lince clarius cernunt, vultures sagacius odorantur, simia subtilius gustat, aranea citius tangit; liquidius audiunt talpe vel aper silvaticus:

Nos aper auditu, linx visu, simia gustu,
Vultur odoratu precedit, aranea tactu.

Diese Stelle gehörte von Anfang an zum Bestand von Thomas' enzyklopädischem Predigerhandbuch, das um 1228 begonnen und vor 1244 abgeschlossen wurde.⁵⁴

Da Reinmars Spruch bislang nicht genau datiert worden ist, so ist die zeitliche Nähe zu Thomas auffallend und beachtenswert; 1200–1260 gibt man allgemein als Reinmars Lebensdaten an, 1201–1263/72 als die Thomas'. Reinmars Œuvre liegt demnach vor den vollständigen Übersetzungen der Enzyklopädie in die Volkssprachen, Jacobs van Maerland ›Naturen Bloeme‹ (ed. E. Verwijs, II, 209 ff.) und Konrads von Megenberg ›Buch der Natur‹ (ed. F. Pfeiffer, S. 118, 14 ff.); es dürfte zu den frühesten Zeugnissen für die Rezeption dieser Thomas'schen Serie gehören, dazu noch in der Volkssprache. Wenn Reinmar in Spruch 164 *die schrift* zitiert, was er sonst nur noch ein einziges Mal getan hat, so ist das keineswegs »recht zwecklos«, wie Roethe [Anm. 1], S. 193, urteilt, sondern vielmehr ganz korrekt und bedeutsam. Bemerkenswerterweise ist Reinmars

Thomas' Werk nicht gedruckt vorlag, diese unmittelbare Beziehung noch nicht zu identifizieren. Er macht [Anm. 1], S. 610 f., in den Anm. z. St. nur Belege aus dem weiteren Umfeld bekannt. Zur Verbreitung und Überlieferung des Merkverses s. Hans Walther, *Carmina Medii Aevi posterioris latina* Bd. I, 1: *Initia carminum ac versuum medii aevi posterioris latinorum*, Göttingen ²1969, Nr. 12243 und Nachtrag S. 1297; Bd. II, 3: *Proverbia sententiaeque latinitatis medii aevi*, Göttingen 1965, Nr. 18772a (mit weiteren Querverweisen); Thomas von Cantimpré nennt Walther nicht. Die Reihenfolge der Tiere schwankt in den Handschriften, und auch das einzige Verb des Merkverses zeigt Varianten, s. z. B. den Abdruck bei Vinge [Anm. 50], S. 51 oder Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters, aus Hss. gesammelt v. Jakob Werner, Heidelberg 1912 (Sammlung mlat. Texte 3), Nr. 264:

Nos aper auditu, linx visu, symea gustu,
Vultur odoratu precellit, aranea tactu.

⁵⁴ s. Christian Hünemörder, Die Bedeutung und Arbeitsweise des Thomas von Cantimpré und sein Beitrag zur Naturkunde des Mittelalters, *Medizinhist. Journal* 3 (1968), S. 345–357; hier S. 345. Vinzenz von Beauvais, auf den Roethe [Anm. 1], S. 596, Anm. z. St. verweist, hat Thomas benützt.

Reihe mit der von Thomas' Merkvers identisch, der Prosatext bietet ja mehr Tiere; aber auch Jacob van Maerland und Konrad von Megenberg folgen bezeichnenderweise dem Merkvers. Vielleicht aber, wenn es sich nicht nur um einen ›Reimlieferer‹ handelt, weist Reinmars Zusatz in v. 7 *ze walde* auf Thomas' Formulierung *aper silvaticus* zurück, so daß er ein zarter Hinweis darauf wäre, Reinmar hätte auch Kenntnis der Prosa gehabt; doch vgl. Ps. 79,14 *aper de silva*.

Da bildliche Darstellungen der fünf-Sinnenreihe erst ziemlich spät auftauchen, wird gewissermaßen *ex negativo* bestätigt, daß Reinmars Verweis auf die Schrift ernst zu nehmen ist. Man muß allerdings zugeben, daß derartige Merkverse gerade in Predigten vielfach zitiert wurden, ja gerade zu diesem Zweck verfaßt worden sind⁵⁵, so daß mündliche Vermittlung dieses beliebt gewordenen und recht verbreiteten Zweizeilers nicht ausgeschlossen werden kann; aber der Ausgangspunkt der fünf-Sinnenreihe bleibt Thomas in jedem Fall. Thomas stellte naturkundliche Fakten nicht um ihrer selbst willen dar, sondern um damit dem Prediger und Seelsorger Handreichungen für geistlich-moralische Tierinterpretation zu bieten. Diese Funktion der Enzyklopädie ist an diesem Beispiel gut zu erkennen, es spielen die fünf Sinne in der Katechese, insbesondere in den Beichtformularen und der damit z. T. verwandten Weltgerichtspredigt eine große Rolle. Auch Reinmar schließt seinen Spruch 164 mit einer kurzen Moralisation.

Zusätzlich zu Vinges [Anm. 50] Material kann ich auf den Anhang einer ›Biblia Pauperum‹-Handschrift verweisen⁵⁶, die aus »Nordhessen oder

⁵⁵ vgl. Berner Weltgerichtsspiel. Aus der Hs. des 15. Jh. hsg. v. Wolfgang Stammeler, Berlin 1962 (TdspMa 15), S. 46f.; dazu ²VL IV, 1278f. In der Hs. Karlsruhe, Bad. Landesbibl. St. Blasien 77 (vgl. Eva Kiepe-Willms, Die Spruchdichtungen Muskatbluts. Vorstudien zu einer kritischen Ausgabe, München 1976 [MTU 58], S. 59), finden sich fol. 297rff. Predigten und kurze gereimte Texte gemischt, z. B. ein ›15 Zeichen vor dem jüngsten Gericht‹-Gedicht in einer Predigt (fol. 300r). Nigel Palmer, Oxford, nannte mir den Würzburger Franziskaner Sintram, der häufig Merkverse am Rande seiner Predigtmanuskripte notierte; 1. zum Gebrauch in der Predigt durch ihn selbst, 2. zur Vorbereitung auf die Predigt für den Prediger. Vgl. insbesondere Siegfried Wenzel, Verses in Sermons. ›Fasciculum Morum‹ and its Middle English Poems, Cambridge/Mass. 1978 (The Mediaeval Academy of America. 87).

⁵⁶ s. Die Biblia Pauperum im Cod. Pal. Lat. 871 der Bibliotheca Apostolica Vaticana, Faks.-Ausg. Zürich 1982, Kommentar v. Karl-August Wirth, hier S. 20af.; fol. 21r die Figur, die Wirth etwas irreführend als »Mikrokosmos«-Darstellung titulierte. Zur Verbindung von Lebensaltern

Westthüringen« stammt und ins »2. Viertel des 15. Jahrhunderts« datiert wird; die Lektionen bietet die Handschrift jeweils lateinisch und deutsch. Unter vier Disputierenden befindet sich ein kreisförmiges Schema mit zwei weiteren Kreisen in sich. Im äußeren Kreissegment sind in Medaillons acht Szenen, die die Lebensalter des Mannes darstellen; im mittleren Ring die fünf Sinne, repräsentiert durch die fünf Tiere; abwechselnd rote und schwarze Bildbeischriften identifizieren die Bilder, das einzige Verb *precellit* ist auch sonst überliefert, der Wortlaut ist im Bestand identisch, die Reihenfolge variiert, sie ist aber generell unfest (s. Anm. 56). Das Mittelmedaillon zeigt zwei Schüler, die von einem Lehrer unterrichtet werden, und weist damit auf das Milieu und die Funktion der ganzen Lehrfigur, auf die ich noch zu sprechen komme.

Wenn ich auch Reinmar nicht zu einem *poeta doctus* stilisieren will, so wird man auf Grund der bisher angeführten Belege seine Kenntnisse doch etwas höher einzuschätzen haben, als dies seit Roethe⁵⁷ der

und Tieren s. den Ausstellungskatalog Die Lebenstreppe. Bilder der menschlichen Lebensalter, Köln, Bonn 1983 (Schriften des rhein. Landesmuseums 23); darin: Hubert Wanders, Das springende Böckchen. Zum Tierbild in den dekadischen Lebensalterdarstellungen, S. 61–71; Franz Boll, Die Lebensalter, in: F. B., Kleine Schriften zur Sternkunde des Altertums, hsg. v. V. Stegemann, Leipzig 1950, S. 156–224, hier S. 165ff.; Elizabeth L. Sears, The Ages of Man in Medieval Art, Ann Arbor 1985 (Xerox Diss. Yale University 1982). Diese Tierzyklen haben mit dem der fünf-Sinne keine Berührungspunkte. Das vielfach abgebildete fünf-Sinne-Rad auch bei Francis Klingender, Animals in Art and Thought to the End of the Middle Ages, Cambridge/Mass. 1971, Abb. 262, dazu S. 429. In der Hs. Georg 56.8° der Stadtbibl. Dessau, 15. Jh., z. B. findet sich fol. 16r der Merksatz: *De viff synne synt Sehin horen Ruken Smecken Tasten* (s. Franzjosef Pensels Katalog, Berlin 1977, S. 53), der eine Art von Katechismustafel einleitet.

⁵⁷ s. Roethe [Anm. 1], S. 192ff. Wenn man gegen Roethe [Anm. 1], S. 121, 251, Reinmar zubilligt, daß er in irgend einer Form Zugang zu lateinischer Literatur hatte und aus ihr Anregungen beziehen konnte, dann wirft dies Faktum auch ein neues Licht auf das merkwürdige literaturgeschichtliche Phänomen, daß nach allgemeiner Ansicht – vgl. Roethe [Anm. 1], S. 248; Burghart Wachinger, Sängerkrieg. Untersuchungen zur Spruchdichtung des 13. Jh., München 1973 (MTU 42), S. 122, Anm. 3 – Reinmar am Beginn der Tradition volkssprachlicher Lügendichtung stehen soll und nicht der lateinkundige Marner, der das älteste Spruchgedicht auf die sieben freien Künste verfaßt hat, dem ganz im allgemeinen eine ungewöhnliche Modernität der Quellen zugestanden werden muß und der auch sonst für Neuerungen in der Spruchdichtung gesorgt hat. Insgesamt kann man m. E. nicht mehr davon ausgehen, Reinmars Dichtung losgelöst von lateinischem Schrifttum einzuordnen, selbst wenn es ihm nur mittelbar durch Predigt und andere mehr vermittelt gewesen sein sollte; ein ›gelehrter‹ Dichter wie

Fall ist. Einen Teil seiner naturkundlichen Kenntnisse verdankt Reinmar also einer der modernsten und angesehensten Autoritäten seiner Zeit dominikanischer Provenienz.

Außerdem ist ein in der bisherigen Chronologiediskussion der Reinmarschen Sprüche unbemerkt gebliebener terminus post quem für die Sprüche 99/100, 137 und 164 (sowie in Maßen 185) gewonnen, in denen jeweils auf das herausragende Gehör des Schweines bzw. Ebers angespielt wird, setzen sie doch allem Anschein nach Thomas' ›De natura rerum‹ voraus; denn mit eigener Naturbeobachtung Reinmars und der Literalisierung einer solchen Naturbeobachtung durch Reinmar ist durchaus nicht zu rechnen.⁵⁸ Blanks [Anm. 8] Datierung der Spruchfolge 99/100 auf »ca. 1235« (S. 36) ist daher nicht besonders wahrscheinlich und wohl zu früh angesetzt.

Methodisch wichtig scheint mir zu sein, daß man nicht nur mit der Identifikation von Namen historischer Personen und fixierbarer geschichtlicher Ereignisse zu relativen Datierungen von Sprüchen kommen kann, wie manche ›Literar-Historiker‹ uns glauben machen wollen, sondern auch durch das Auswerten von literarischen Beziehungen; nur muß man überhaupt gewillt und gerüstet sein, diese zur Kenntnis zu nehmen.⁵⁹ Die Datierung der genannten fünf Sprüche müßte insgesamt wohl neu und im Zusammenhang diskutiert werden.

Mit dem nächsten Vergleich, dem Löwenherzen, bleibt Reinmar in gewohnten Bahnen; er selbst läßt den Löwen traditionsgemäß mehrfach als Repräsentanten von Kraft und Mut auftreten.⁶⁰ Ich halte es aber für nicht

Heinrich von Mügeln, der über einen eigenständigen Zugang zum lateinischen Schrifttum verfügte, oder Frauenlob war Reinmar natürlich nicht!

⁵⁸ s. Roethe [Anm. 1], S. 282 mit grundsätzlich wichtigen Bemerkungen und Beobachtungen. Vgl. die in dieser Hinsicht naiv-unbrauchbare phil. Diss. Greifswald, Betzdorf 1937, von Eugen Sohns, Vergleich u. Bild bei den Epigonen der nachhöfischen Zeit, bes. S. 50–76, der alle Vergleiche aus der Natur danach beurteilt, ob sie der Realität entsprechen, realistisch und direkt beobachtet sind; und das sind für ihn die meisten! Vom Doktorvater W. Stammler hätte man sich etwas weniger Nachsicht gewünscht!

⁵⁹ So habe ich z. B. in meinem Aufsatz Die Skiapoden in den ›Herzog Ernst‹-Dichtungen, Lit.wiss. Jb. Görres Ges. N. F. 18 (1977), S. 13–87, S. 39ff. die Beziehungen zwischen dem ›Lucidarius‹ und dem ›Herzog Ernst‹ auch für die Chronologie fruchtbar zu machen gesucht.

⁶⁰ s. Roethe [Anm. 1], S. 283. Vgl. die Belege Lexer I, 1893f., das Kompositum *lewenherze* aus dem ›Jüngerer Titurel‹ auch im Dt. Wb. VI, 1219; Ernst Bargheer, Eingeweide. Lebens- und Seelenkräfte des Leibesin-

ausgeschlossen, daß bei der bildhaften Vorstellung vom Löwen, der das Zentralorgan des Menschen, das Herz, repräsentiert, die sogenannte Melothese eine Rolle gespielt hat, d.h. die Zuordnung von Teilen des menschlichen Körpers zu den zwölf Tierkreiszeichen. Dabei fiel dem Sternbild des Löwen die Brust des Menschen oder das menschliche Herz zu, »obwohl die Melothese ursprünglich die inneren Organe nicht berücksichtigt«. ⁶¹ Der Tierkreismann hatte als Aderlaßmann in der Volksmedizin dann reichliche Verbreitung gefunden. ⁶² Dem Sitz des Löwen in der Brust entsprechend heißt es von den unter seinem Zeichen Geborenen:

Wer in dem hewmonet geborn wirdet der ist. starck/ kuen/ schon/
vnd wolredent/ vnd wirt pald zornig/ es geet im aber gar schier hin/
Im ist zu zeiten we/ an dem hertzen. Er wirt auch gar arbeitsam. Er
ist züchtig vnd synnreich/ vnd vesst in seinen worten. ⁶³

Besonders eng verwandt mit Reinmars ›idealem Mann‹ ist ein Bild des tüchtigen Fechters aus dem 15. Jahrhundert, auf das Stammeler [Anm. 5], S. 10, gestoßen ist: Eine auf zwei Hirschfüßen stehende menschliche Figur, aber mit Adlerkopf, hat ein ›Löwen-Herz‹ – genau so wie man es vom Tierkreismann kennt; doch bereits Antiochus von Kommagene hat sich »den Löwen mit dem hellen Stern und der Mondsichel auf der Brust auf sein Grabmal weißeln« lassen, wie Boll [Anm. 56], S. 342, nachgewie-

neren im deutschen Glauben und Brauch, Berlin, Leipzig 1931, S. 25–57, bes. S. 56f.; Heimo Reinitzer, Zu den Tiervergleichen und zur Interpretation des ›Moriz von Craün‹, GRM 27 (1977), S. 1–18, S. 2f., aber auch insgesamt zur Aussagekraft derartiger Tiervergleiche.

⁶¹ s. Wolfgang Hübner, Zodiacus Christianus. Jüdisch-christliche Adaptionen des Tierkreises von der Antike bis zur Gegenwart, Königstein/Ts. 1983 (Beitr. z. klass. Philologie 144), S. 21 Anm. 27; Saxl [Anm. 62], Bd. II, Abb. 34a, 39a, 41a, b.

⁶² vgl. LCI IV, 574–579 s.v. Zodiakus; Fritz Saxl, Lectures, London 1957, I, 58–72; Willem D. Daems, Der Tierkreismann des ›Codex Schurstab‹ der Zentralbibliothek Zürich, Librarium 24 (1981), S. 154–159; ›Kodex Schürstab‹ [Anm. 63], II, S. 170–174.

⁶³ s. Medizinisch-astrologischer Volkskalender [Hs. Chart. B. 1238 der Forschungsbibl. Gotha], Bd. I: Faksimile, Bd. II: Einführung, Transkription und Glossar v. Maria Mitscherling, Leipzig 1981, Bd. I, fol. 6rv. Vgl. z. B. noch Heinz H. Menge, Das ›Regimen‹ Heinrich Laufenbergs. Textologische Untersuchung und Edition, Göttingen 1976 (GAG 184), S. 221ff., bes. v. 1445ff. und Abb.; Klaus Schönfeldt, Die Temperamentenlehre in deutschsprachigen Handschriften des 15. Jh., Diss. phil. Heidelberg 1962, S. 135 mit einem Zitat aus dem sog. ›Iatromathematischen Hausbuch‹ (s. ²VL IV, 347–351), das jetzt besser zu benutzen ist: Vom Einfluß der Gestirne auf die Gesundheit und den Charakter der Menschen. Faks. des Ms. C 24 der Zentralbibl. Zürich, hsg. v. Gundolf Keil, Friedrich Lenhardt u. Christoph Weisser, 2 Bde, Luzern 1981/82 [= ›Kodex Schürstab‹], hier II, 50f.

sen hat; aber auch die orphische Gottheit, bekannt als Phanes, wird mit einem Löwenkopf auf der Brust an der Stelle des Herzens dargestellt.^{63a}

Die eine Hand will Reinmar *nâch dem arne mâlen*, die andere *nâch dem grîfen* – ob in Form von Vogelklauen? Vom Bild her wären beide kaum zu unterscheiden, so daß Reinmar nur von beiden Vögeln insgesamt und von den ihnen traditionell zugeschriebenen Eigenschaften her gedacht haben kann. Denn die *mitte* ist sprichwörtlich des Adlers *tugent* und mit Walther von der Vogelweide auch in der mittelhochdeutschen Spruchdichtung bekannt.⁶⁴ Aber es verdient festgehalten zu werden, daß von Eigenschaften hier im Exempel expressis verbis keine Rede ist. Das gilt ebenso für den Greif, der hier weder als »Symbol des Geizes« noch »als Symbol der Demut«⁶⁵ steht. Mit solchen Deutungen wird ein falscher Zungenschlag in die Interpretation gebracht. Der ganz »neutrale« starke Zugriff einer Greifenkralle ist das *tertium comparationis*, das allein hier angeführt werden darf, und für ein solches »wertfreies« Zupacken des Greifen mit seiner gewaltigen Kraft gibt es auch von alters her genügend Belege. So heißt es bei Burkart von Hohenfels, der urkundlich von 1212–1242 bezeugt ist, von Liebesfesseln:

diu bant hânt die kraft gewonnen,
daz siu bræche niht des grîfen klâ.⁶⁶

Dargestellt wird der Greif häufig mit einem Beutetier in seinen Klauen⁶⁷, und wie gewaltig diese Klauen waren, konnte der mittelalterliche Mensch in den Kirchen und an den in ihnen aufbewahrten Greifenklauenreliquiaren bestaunen⁶⁸; in Wolframs ›Willehalm‹ dient eine Greifenklaue als Lanzenspitze (356,28).

^{63a} vgl. Erwin Panofsky, Vater Chronos, in: Studien zur Ikonologie. Humanistische Themen in der Kunst der Renaissance, Köln 1980, S. 112; Maarten J. Vermaseren, Mithras. Geschichte eines Kultes, Stuttgart 1965 (Urban-Bücher 83), S. 94 ff.; den Ausstellungskatalog Spätantike und Christentum, Frankfurt (Liebighaus) 1984, S. 134 mit Abb. 61.

⁶⁴ s. Christoph Gerhardt, Wolframs Adlerbild ›Willehalm‹ 189,2–24, ZfdA 99 (1970), S. 213–222, bes. S. 214. Reinmar stellt sich damit in einen, wenn auch wohl kaum bewußten Gegensatz zum ›St. Trudperter Hohenlied‹ (ed. H. Menhardt, S. 124, 2,27 ff.), wo es von dem in der Schöpfung geschaffenen Menschen heißt: *wir heten an deme libe zuêne wûze, zwô hende rehte âne clâ âne crîwel slete unde schône*.

⁶⁵ so Roethe [Anm. 1], S. 596 Anm. z. St.

⁶⁶ s. KLD 6, IX, 3, 9f. Zur Stärke des Greifen vgl. Martin zur ›Kudrun‹ 55,1; Karl Bartsch, Herzog Ernst, S. CLII ff.; LCI II, 202f.; Michel [Anm. 8], S. 66f.

⁶⁷ vgl. Walter Haug, Das Mosaik von Otranto. Darstellung, Deutung und Bilddokumentation, Wiesbaden 1977, S. 47; s. in der ›Peregrinatio sancti Brandani abbatis‹ (ed. C. Schröder), S. 25, 34f.: *Illa [sc. griffa] extendit unguilas ad servos Dei capiendos* [das ist die sonst ›Navigatio S. Brendani‹ (ed. C. Selmer) genannte Fassung].

⁶⁸ s. Christoph Gerhardt, Arznei und Symbol. Bemerkungen zum altdeut-

Auch bei der Erklärung der Bärenfüße hat Roethe einen Mißgriff getan, indem er den *zorn* des Bären als *tertium comparationis* verstanden hat⁶⁹ und zahlreiche Beispiele dafür anführt, daß der Bär wegen seines *zornes* besonders bekannt gewesen sei.

Wie bei allen anderen sechs Tierbildern dieses Spruches auch, so muß man, will man Ursprung und Anwendung beschreiben, die Deutung mit einbeziehen. Eine reine Proprietäten- oder Qualitätenbeschreibung, die den geistigen Sinn der *res* abschneidet, ist, wie gesagt, gar nicht möglich; denn erst die Deutung zeigt die Straußenaugen, den Kranichhals, die Schweineohren, das Löwenherz, die Adler- und Greifenhand sowie die Bärenfüße in ihrer Funktion, die allein ihren Sinn ausmacht, dem ganzen ›idealen Manne‹ Wahrheitscharakter verleiht.

Der Idealmann soll also seine Bärenfüße gegen den Zorn gebrauchen, sich mit ihnen vor Zorn bewahren. Auch hier glaube ich, daß eine Angabe von Thomas Cantimpratensis weiterhilft, geht man von der auch bisher zu Grunde gelegten Hypothese aus, daß das *tertium comparationis* allein in der Tiereigenschaft liegt, deren Deutung dann Reinmar seinen Zwecken entsprechend eigenständig vornimmt. Es heißt also bei Thomas vom Bären (ed. H. Boese):

Huius virtus maxima in brachiis est et in lumbis. Caput autem infirmum habet et debile. (IV,105,2f.)

In den Vorder- und Hinterfüßen steckt des Bären größte Kraft. Mit ›Bärenkräften‹ soll also der Idealmann sich gegen den Affekt des *Zornes* stemmen, ihm Wider-›Stand‹ leisten, sich ihm gegenüber als ›standhaftig‹ erweisen, insgesamt seinen Affekthaushalt regulieren und in geordnete Bahnen lenken.

Die Auslegungstrophe paraphrasiert das Exempel und bringt gewissermaßen nur die Auflösung des ›Bilderrätsels‹⁷⁰ und seiner Einzelteile, sprachlich in engster Anlehnung an den Wortlaut der Exempelstrophe. Auffällig allein ist, daß der Zunge in der Auflösung zwei ganze Verse gegeben werden, während sie im Exempel als einziger Körperteil durch keinen Tiervergleich charakterisiert worden ist. In einem anderen Spruch wettet Reinmar, wie in ähnlich bilderreichen Sprüchen auch seine Zeitgenossen, der Marner oder der Wilde Alexander – vgl. auch Jac. 3,4 ff. –, gegen der *leckermunde zunge*.⁷¹ Er zeigt damit, wie wichtig auch ihm der

schen Geiertraktat mit einem Ausblick auf das Pelikanexempel, in: *Natura Loquax. Naturkunde und allegorische Naturdeutung vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit*, hsg. v. W. Harms u. H. Reinitzer, Frankfurt, Bern 1981 (Mikrokosmos 7), S. 157 Anm. 98.

⁶⁹ s. Roethe [Anm. I], S. 283, S. 596 Anm. z. St.; vgl. LCI I,242–244.

⁷⁰ vgl. Eva-Maria Schenck, *Das Bilderrätsel*, Hildesheim, New York 1973.

⁷¹ s. Spruch 157; vgl. Biehl [Anm. 11], S. 37f., 40f.; Konrad von Megenberg, ›Buch der Natur‹ (ed. F. Pfeiffer), S. 115,6ff.; Ignaz V. Zingerle, *Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter*, Wien 1864, S. 184ff. Vgl. auch den Kupferstich Nicolettos von Modena ›Das Los der bösen Zun-

Symbolwert dieses Gliedes ist. Vielleicht hat Reinmar um der Siebenzahl der Tiere willen bei der Zunge einen anderen Metaphernbereich gewählt, nämlich den von der ›glattpolierten Zunge‹, statt zum Beispiel die aus Ps. 139,4 bekannte *slangenzunge* – so Hadamar von Laber (ed. A. Schmeller, 563,5) –, die er sich mit Hilfe von Mt. 10,16 *estote ergo prudentes sicut serpentes* leicht für seine Zwecke hätte ›zurechtbiegen‹ können.^{71a}

Ob hinter Reinmars Formulierung jedoch die ›eherne Zunge‹ steckt, die schärfer als ein Schwert schneidet (s. Jes. Sir. 28,13–22) oder dem Griffel eines flinken Schreibers gleicht (s. Ps. 44,2) und anderes mehr, ist nicht zu erkennen; die Metapher *wol geschaben* würde dazu wohl passen, vergleichbar der Formulierung Konrads von Würzburg, ›Trojanerkrieg‹ (ed. A. v. Keller, v. 228f.): *sô muoz ich balde slifen Hie minner zungen enker*; noch ähnlicher ist Prov. 10,20 *argentum electum lingua iusti*; und gut vergleichbar ist, daß Ulrichs von Hutten *vir bonus* [Anm. 18], dem Weltenrichter entsprechend, Schwert und Lilie aus dem Munde gehen (v. 89ff.). Aber die Auslegung *durch wort gar âne vleck* spricht eher dagegen, da nur ›glatt poliert – Zunge‹ und ›flecklos, makellos – Worte‹ das analogiestiftende Bindeglied ist; ein weitergreifender metaphorischer Kontext außerhalb der Verse ist also nicht notwendigerweise anzusetzen. Außerdem wäre die Assoziation von glattem Schwert etc. schwerlich mit der ›Tugend‹ einer ›flecklosen‹ Rede zu vereinbaren. Am ehesten wird man also bei der *zunge wol geschaben* an eine Bedeutung denken, die mit dem rhetorischen Begriff *polire* verbunden ist.

Bei den Ohren greift Reinmar den Plural des Exempels auf und weist jedem eine spezielle Funktion zu, darauf zu hören, ob es besser sei zu fliehen oder standzuhalten; er verfährt hier so wie bei den zwei Armen, die ja auch gegensätzliche Verhaltensweisen darstellen: Freigiebigkeit und haushälterischer Umgang mit seinem Besitz (s. o.); hier allerdings werden sie bereits im Exempel je einzeln genannt. Bei den Augen und Füßen wird dagegen auf eine Differenzierung in der Auslegung ebenso wie im Exempel verzichtet. Vielleicht ließ der vorgegebene Rahmen der Strophe nicht mehr zu, möglicherweise wollte Reinmar den Schematismus der Auslegung etwas variieren und auflockern.

Aufschlußreich für Reinmars Vorgehensweise ist der Vergleich mit dem Prolog des ›St. Trudperter Hohenliedes‹ (ed. H. Menhardt, S. 125, 2,31ff.), in dem u. a. die sieben Glieder, die der Mensch in der Schöpfung erhalten hat, beschrieben werden: je zwei Füße, Hände und Augen sowie

ge‹, auf dem u. a. sieben Putten auf die mit einer Zange auf einen Amboß gehaltene gespaltene Zunge einhämmern, s. Abb. 62 bei Paul Brandt, *Schaffende Arbeit und bildende Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Leipzig 1928, Bd. II, S. 61.

^{71a} vgl. Ute Schwab, *Die Bedeutungen der Aspis und die Verwandlungen des Marus*, in: *Épopée Animale. Fable. Fabliau. Actes du IV^e Colloque de la Société Internationale Renardienne*, hsg. v. Gabriel Bianciotto u. Michel Salvat, Paris 1984 (Public. de l'Université de Rouen 83), S. 549–564, bes. S. 554f. zu dem Mt.-Vers.

das Haupt. Dabei sind den linken und rechten Füßen, Armen und Augen unterschiedliche, ja gegensätzliche Aufgaben zugewiesen: *der winsteriu hant scientia scirmet ire. der zeswihe hant fortitudo uâhet uur si*. Die Gegenüberstellung zweier positiv zu wertenden Eigenschaften ähnelt Reinmars Oppositionen, ebenso Heinrichs von Mügeln Übersetzung von Psalm 31,8 *intellectum tibi dabo et instruam te*, bei der er den Parallelismus der Vorlage zu einer Opposition umformt: *Ich gib dir verstentichait, daz ist, vnser herre sprichet: Ich han dir gegeben verstentichait, daz du erchennest, was dir ze tuen ist. Vnd lere dich ze meiden, das ze meiden ist* (ed. H. Vollmer, BdK 2 [1932], S. 34,36 ff.). Reinmars Denken und Darstellen von Abstrakta in Begriffspaaren und Antithesen ist also keineswegs auf ihn beschränkt, sondern allgemeiner verbreitete Technik der Rhetorik, wie A. Seebohm-Désautels [Anm. 116] an Hand eines Diagramms des ›rhetorischen Mannes‹ zeigt (S. 209 ff.).

Es fällt sehr schwer, die sieben Verhaltensweisen, die Reinmars Idealmann aufweisen soll und die die sieben Tiere verkörpern, begrifflich präzise zu fassen. Sie sind weder exakt noch auch nur annäherungsweise mit den üblichen sieben Tugenden (vier Kardinaltugenden, drei christlichen Tugenden), den sieben Gaben des Hl. Geistes oder aber mit sieben Lastern in Verbindung zu bringen. Das läßt darauf schließen, daß Reinmar als Laie unabhängig von den bekannten Septenaren der religiösen Literatur, vor allem den Lasterseptenaren, seine Auswahl getroffen hat. Die Siebenzahl selbst wird Reinmar allerdings aus diesem Themenbereich übernommen haben und nicht aus einer Darstellung des Menschen als Mikrokosmos wie etwa der bekannten Prüfeninger Zeichnung aus dem mit Salomon von Konstanz in Verbindung gebrachten ›Glossar‹ – s. z. B. Abb. 83 bei Esmeijer [Anm. 99]. Reinmars laienhafter Tugendkatalog zielt also auf Herrenlehre für den Hof, nicht auf katechetische oder naturkundliche Unterweisung; er spiegelt generell das Interesse von Laien an Vorschriften zur allgemeinen Belehrung über richtige Verhaltensweisen, aber auch das Interesse der Fahrenden an freigiebigen, großzügigen, verantwortungsvollen und lebensklugen Herren.⁷²

⁷² vgl. Alfons Weber, Studien zur Abwandlung der höfischen Ethik in der Spruchdichtung des 13. Jh., Diss. phil. Bonn, Würzburg 1936, passim, bes. S. 99–107. Vgl. die ebenfalls ganz den individuellen Bedürfnissen entsprechend zusammengestellten Reihen von sieben Tugenden und Lastern von Matfre Ermengaud, die sich keinem traditionellen Schema einpassen lassen, s. Katja Laske-Fix, Der Bilderzyklus des Breviari d'Amor, München, Zürich 1973 (Münchener Kunsthst. Abhdlgn. 5), S. 114f. Reinmars Stellung im sog. ›ritterlichen Tugendssystem‹ und sein Verhältnis zur *philosophia moralis* ist hier nicht mein Thema.

Die Analyse der Quellen zu den Tierbildern paßt gut zu Reinmars eigenständigem Tugendkatalog, da diese ebenfalls keine einheitliche Vorlage, sondern eine Vielzahl von Einzugs- und Quellenbereichen unterschiedlichster Art erkennen ließ; auch diese Tatsache läßt Reinmars Kenntnisse in günstigerem Lichte erscheinen. Am deutlichsten sichtbar ist dies Kompilationsprinzip bei den *strúzes ougen*, die Reinmar den Luchsaugen vorgezogen hat, die er in der fünf-Sinnenreihe vorgefunden hatte. Da er aber aus dieser Reihe bereits die Schweineohren ausgewählt hatte, griff er bei den Augen zu einem anderen, ihm vertrauten Bereich der Tiermetaphorik.

Andererseits wird im ›Bestiaire d'amour‹ von Richard de Fournival († um 1260) und seiner mittelniederfränkischen Übertragung des 13. Jahrhunderts (ed. J. Holmberg, S. 196/7) im Zusammenhang mit den fünf Sinnen (S. 189ff.), die durch die Liebe gefangen werden, die Wachsamkeit des Kranichs beschrieben, so daß es auch einheitlichere Quellen für Reinmar gegeben haben mag, u. U. solche, die erst durch Überlieferungssymbiosen entstanden sein mögen, die wir heute nicht mehr kennen. Die Handschrift des mnfrk. ›Bestiaire‹ enthält im übrigen noch eine Übertragung des ›Moralium Dogma‹ des Guillaume de Conches und die einer Sentenzensammlung, beides Texte, die für Reinmar nicht ohne Interesse sind.

Reinmars Selbständigkeit bei der Konzeption und Ausführung seiner Beispielfigur wird trotz der Einwände, die man überlieferungsbedingt machen müssen, insbesondere dadurch unterstrichen, daß es zum ›Schema‹ des ›idealen Mannes‹ selbst kein unmittelbares Vorbild zu geben scheint; doch bevor auf diese Frage näher eingegangen werden soll, möchte ich noch einen Blick auf die Überlieferung von Strophe 100 werfen.

IV

Dieser Spruch ist teilweise in dem neu aufgefundenen Fragment aus Bonn erhalten (s. o.), und zwar v. 1–8 (9), so daß es die sog. ›Möserschen Bruchstücke‹ (Sigle m) ergänzt, die nur v. 6–12 überliefern. Nach Tervooren [Anm. 2], S. 385, sind beide Handschriften besonders eng verwandt, so daß man sie zusammen als eine Textredaktion ansehen darf. Ihr möchte Tervooren einen höheren textkritischen Wert zubilligen, als man es bisher getan hat (S. 386).

Bis v. 5a stimmt das Bonner Fragment weitgehend zu Roethes Text⁷³, von v. 10–12 ebenso das Mösersche Bruchstück. Aber von v. 5b bis v. 9

⁷³ *Tzey* v. 1 stimmt zur La. der Kolmarer Liederhandschrift in 99,4 und 100,1, desgleichen v. 2 *synen vrenden* zu *sinen frunden*.

gehen beide Textredaktionen deutlich getrennte Wege. Ich zitiere diese Passage zunächst nach dem Bonner Fragment, dann nach m; bei den sich überschneidenden Versen stehen die Lesarten von m in Klammern [...]; v. 9 folgt m.

- 5ren solte er haben.
 6 Dürch (beren unde dÛrch) eynes lewen hertze waz (ym) tzu bestende tÛghe.
 7 Syn eyne hant malt ich vÛlich [bÛzlich]⁷⁴ dem arne.
 8 Die selben hant dÛrch milte nicht tzu sparne.
 9 de andere hant de solte halden

Sicherlich ist in v. 9 die mdt.-ndt. Fassung der obdt. unterlegen, fehlt in ihr doch das Stichwort *grif*, auf das man, wie ich glaube, nicht verzichten kann. Schwierig ist es an der Grenze von Auf- und Abgesang.

Bei der Interpretation von Spruch 100 war aufgefallen, daß die Symmetrie zwischen Exempel und Auslegung dadurch gestört war, daß in 99 der Löwe noch im zweiten Stollen steht, in 100 dagegen erst im Abgesang. In dem Bonner und Möerschen Fragment existiert diese Symmetrie, da in v. 7 die Adlerhand den Abgesang eröffnet, das Löwenherz den zweiten Stollen beschließt. v. 5 könnte man die Lücke ergänzen (*swines o*)ren und hinter (*beren*) könnte man *hæren* vermuten, so daß die erforderlichen Tiere und ihre Auslegungen vorhanden wären, wahrscheinlich sogar ohne die oben konstatierte Besonderheit, daß die Schweineohren gesondert auf zwei Verhaltensweisen gedeutet werden; doch läßt hier der unsichere Text keine präzise Festlegung zu. Scheint hier vom Inhalt her die mdt.-ndt. Fassung schlüssiger zu sein als die obdt., so will mir scheinen, daß sie im Stilistischen jener unterlegen ist. So wird das ausgewogene Verhältnis und die genaue Verteilung von Genitivmetaphern und ausgeführten Vergleichen nicht Str. 99 entsprechend beibehalten. Des weiteren werden beide Stollen nicht als je eine syntaktische Einheit verstanden, sondern zusammengezogen: *Vnde eyne t(zunghen)* ... Die syntaktische Struktur von v. 5 und 6 entspricht so genau dem, was Roethe [Anm. 1], S. 343, für Reinmar insgesamt festgestellt hat, daß der syntaktische Parallelismus, den die Fragmente v. 3/4, 5/6 bieten, mir allzu schematisch vorkommt. Auch das Wiederaufnehmen in v. 8 *Die selbe hant* mutet mich recht ungeschickt an, doch will ich auf diese stilistischen Punkte keinen allzu großen Wert legen, da Roethe seine Stilbeschreibung, auf die ich mich beziehe, an der obdt. Fassung erarbeitet hat.

Beide Versionen haben also Stärken und Schwächen, so daß man keiner den unbestrittenen Vorzug geben kann. Die Kürze des Fragments läßt allgemeinere Aussagen und ein eindeutiges Urteil in unserem Fall nicht zu, macht aber deutlich, auf wie unsicherem Boden die

⁷⁴ Ob *vÛlich* zu *vuoren* ·unterhalten· zu stellen ist und *buozlich* zu *büezen* ·gut machen, helfen·? Denn *buozliche* ·durch, in busse·, Lexer I,389, gibt hier keinen Sinn.

Textgestalt von Reinmars Sprüchen, wie sie Roethe mit unerschütterlicher Sicherheit aufgestellt hatte, eigentlich beruht. Die Gesamtdeutung des Idealmannes allerdings wird durch die Varianten nur am Rande berührt und nur geringfügig modifiziert.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

TRIER

CHRISTOPH GERHARDT